

# BULLETIN 2011 - 2



## Inhaltsverzeichnis :

Erlebnisbericht von Leyder Nicolas	2
Erlebnisbericht von Leyder Guillaume	17
Bericht von Werner Stahnke	25
Erlebnisbericht von Büchler-Hansen Alice	27

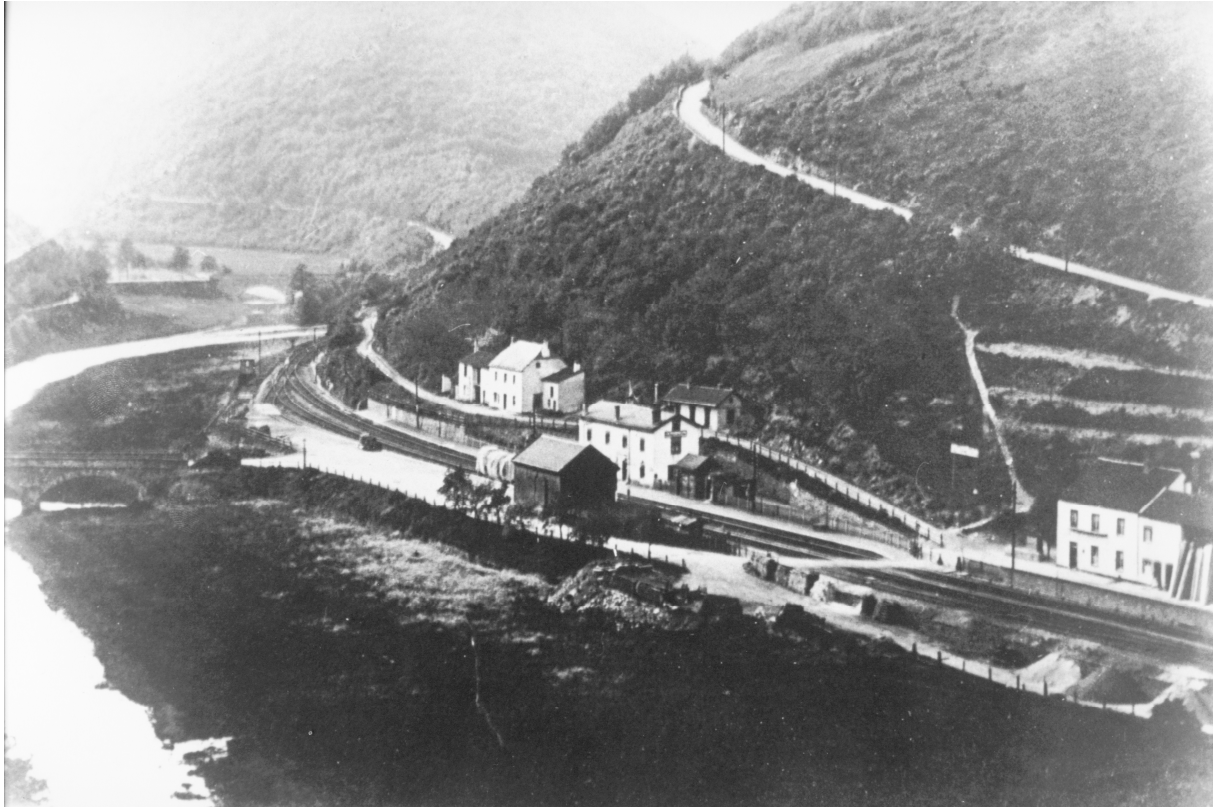
### Erlebnisbericht von LEYDER Nicolas



Leyder Nicolas in RAD-Uniform

„Am 17. Februar 1922 geboren, war ich gerade 18 Jahre alt, als die deutschen Truppen am 10. Mai 1940 in unser Land einmarschierten. Obschon der Ort Goebelsmühle ziemlich abseits der Hauptverkehrswege liegt, bekamen wir doch so einiges vom Einmarsch mit.

Zuerst waren es deutsche Flugzeuge, die uns in den frühen Morgenstunden weckten, als diese in geringer Höhe über das Sauerthal flogen. Wir führten zu diesem Zeitpunkt an unserem Wohnort das „Hotel-Restaurant Schroeder“. Zum damaligen Zeitpunkt gab es in Goebelsmühle noch zwei Brücken über die Sauer. Nachdem wir uns eilig angekleidet hatten, lief ich gemeinsam mit meinen Brüdern Theo und Willy bis zum Bahnübergang, wo wir bereits zwei Soldaten antrafen, die jenseits der Schranke standen. Dass es sich bei den beiden nur um Deutsche handeln konnte, war uns sofort klar, denn seit 1934 war Hitler in Deutschland an der Macht. Wir hatten seine Politik verfolgt, so dass uns seit langem klar war, dass er Frankreich angreifen würde. Nun wussten wir, dass die Stunde geschlagen hatte, denn von vornherein war klar, dass unsere Heimat bei einem deutschen Angriff gegen Frankreich zum Durchmarschgebiet würde.



Goebelsmühle, im Jahre 1940

Wir sprachen die beiden Deutschen an, und sie gaben uns auch bereitwillig Auskunft. Sie verschwiegen wohlweislich ihre wahren Absichten, indem sie angaben, sie seien gekommen, um Luxemburg zu befreien. Sicherlich eine einstudierte Floskel, die sie auf Befehl gegenüber der luxemburgischen Bevölkerung gebrauchten.

Wie wir später erfuhren, war einer der beiden einige Zeit vorher als landwirtschaftlicher Arbeiter in Bourscheid tätig gewesen. Die beiden Soldaten waren an dieser Stelle abgesetzt worden mit dem Auftrag, die Brücken zu bewachen. Heute weiß ich, dass die beiden zu der so genannten fünften Kolonne gehörten. Diese Leute waren vor dem eigentlichen Einmarsch an sensiblen Punkten abgesetzt worden, um diese für den später folgenden Einmarsch frei zu halten.

Gegen 09.00 Uhr kamen schwere Panzer an unserem Hause vorbei. Einige davon fuhren in Richtung Bourscheid, doch die meisten benutzten die Sauertalstraße in Richtung Bockholz-Mühle. Denn von dort aus war die Hauptstraße Heiderscheidergrund-Schumann zu erreichen. Im Bereich einer der Brücken war ein Hinweisschild aufgestellt, das in Richtung „Feichterhof“ zeigte. Eine Kolonne mit Geschützen ließ sich im Laufe des späten Vormittages dort auf einer Wiese nieder. So wie dieser ganze Aufmarsch aussah, war uns klar, dass es sich um ein groß angelegtes Unternehmen handelte. Gegenüber der Bevölkerung verhielten die Soldaten sich vollkommen normal, so dass von ihnen nichts zu befürchten war. So war es denn auch selbstverständlich, dass wir Kontakt zu den Deutschen aufnahmen, um etwas über ihre Ziele zu erfahren. Die Soldaten gaben sich uns gegenüber ungezwungen, und sie erzählten bereitwillig das, was auch ihnen vor dem Einmarsch gesagt worden war. Als recht sonderbar empfand ich es schon damals, dass sie uns wissen ließen, dass auch wir eines Tages in ihren Reihen stehen würden, um gemeinsam den Sieg über Frankreich und seine Alliierten zu erringen.

Am darauf folgenden Tage begaben wir uns zu Fuß nach Bockholz, um zu sehen, ob sich auch dort Truppen niedergelassen hatten. In diesem kleinen Ort trafen wir jedoch nicht auf Soldaten.

Auf dem Rückweg begegnete uns eine Kolonne Infanterie, die sich zu Fuß in Richtung Heiderscheidergrund bewegte. Als die Kolonne eine Pause einlegte, stieg ein Offizier vom Pferd, kam auf uns zu und führte vorerst mit uns ein belangloses Gespräch. Dann wollte er jedoch von uns wissen, wer diesen Krieg gewinnen würde. Getreu unserer Überzeugung gaben wir zur Antwort, dass wir das nicht wissen könnten. Dem Offizier, es war noch ein ziemlich junger Mann, stieg die Zornesröte ins Gesicht, und er entgegnete in ziemlich aggressivem Ton, dass wir wohl noch immer an die Engländer und Franzosen glauben würden, doch wir könnten uns beruhigen, denn sie – die Deutschen – würden den Krieg gewinnen.

In den kommenden Tagen bekamen wir dann in unserem Hause Einquartierung. Eine Anzahl von Soldaten hatte es sich in der geräumigen Schankstube, auf Feldbetten bequem gemacht. Ein höherer Offizier, es war ein Oberst, wandte sich an mich mit der Frage, ob ich ihm eine Flasche Kognak besorgen könnte. Er würde sie gerne bezahlen. Ich bejahte und begab mich auf den Weg in den Weinkeller, wohin der Offizier mir nachfolgte. Dort sagte er mir folgendes:

„Junger Mann! Ich war schon 14-18, im Ersten Weltkrieg, hier in diesem Haus. Heute bin ich zum zweiten Mal hier. Aber eines kann ich Ihnen versichern, wir werden diesen Krieg verlieren, genau so, wie wir auch den Ersten verloren haben.“

Bei diesem Offizier handelte es sich um einen Mann in den Fünfzigern. Ich war sehr erstaunt über seine offenen Worte. Ein Offizier der damals in weiser Voraussicht bereits ahnte, dass Deutschland den Krieg verlieren würde, obschon die deutsche Wehrmacht bisher bereits bedeutende Gebietsgewinne erzielen konnte. Ich habe später noch oft an seine Worte gedacht.

Der Durchmarsch der Deutschen Truppen in Goebelsmühle dauerte einige Wochen. Es kam in dieser Zeit ebenfalls zur Requirierung von Pferden und Fahrzeugen. Hier in Goebelsmühle gab es das Bauunternehmen von Baatz Modeste. Baatz wurde aufgefordert, seinen Lastwagen zur Verfügung zu stellen, um Transporte für die deutsche Wehrmacht auszuführen. Schweren Herzens fügte er sich in das Unvermeidliche.

In den ersten Monaten ereignete sich an und für sich nichts Besonderes, doch dann hörten wir von diesem „Spengelskriech“ und später von dem berühmten Referendum. Was die Nachrichten anbetrifft, so waren wir trotz Mangel an Zeitungsinformationen dennoch immer über das Gesamtgeschehen auf dem Laufenden, da wir jeden Tag den Rundfunk abhörten, obschon dieser auch nur das wiedergab, was den Deutschen in den Kram passte. Gespräche mit Kunden unserer Gastwirtschaft trugen ebenfalls dazu bei, dass wir ziemlich auf dem Laufenden waren. Tief enttäuscht waren wir allerdings, als wir erfuhren, dass die Franzosen, auf die wir unsere ganze Hoffnung gesetzt hatten, so schnell kapitulierten. Nach der Kapitulation Frankreichs war jedem klar, dass wir uns auf eine unangenehme Zeit einstellen konnten.

Schon bald machte sich der Gauleiter mit Konsorten in Luxemburg breit. Obschon wir in unserer einsamen Gegend nicht direkt von den Maßnahmen der Nazis betroffen waren, schälte sich schon bald heraus, dass es auch in unserer Umgebung Luxemburger gab, die der Überzeugung waren, Deutschland würde den Krieg gewinnen, und die sich demzufolge im Sinne der Nazis hervortaten. Sogar hier in Goebelsmühle, einem Ort, der nur wenige

Einwohner zählte, gab es welche, die als nazifreundlich galten und mithin eine drohende Gefahr für die übrigen Bewohner darstellten.

Fritz Hartmann, der Chef der Gestapo in Luxemburg, war oft bei diesen Leuten, die wie wir eine Gastwirtschaft führten, zu Besuch. Auch bei uns kehrte er mehrmals ein. Es kam sogar einmal vor, dass er in unserem Hause eine regelrechte Hausdurchsuchung durchführte.

Mehr als wahrscheinlich hatte man uns bezichtigt, nicht gerade zu den nazitreuesten Bewohnern von Goebelsmühle zu zählen. Bei seiner Durchsuchung fand er das Buch „Im Westen nichts Neues“, das ich mir von einem Freund ausgeliehen hatte. Empört stellte er die Frage nach dem Besitzer dieses Buches, woraufhin ich mich sofort meldete, ohne mir etwas dabei zu denken. Er verpasste mir sogleich einige heftige Ohrfeigen, und wollte wissen, ob mir nicht bekannt sei, dass der Besitz dieses Buches verboten sei. Als ich mich den Dummen stellte, ließ er mich wissen, dass jeder ohne Ausnahme wissen müsste, dass es sich um ein verbotenes Buch handele, dessen Besitz strafbar sei. An seine Worte knüpfte er zudem die Drohung, wenn er nochmals zurückkäme und etwas Ähnliches finde, dann käme ich jedenfalls nicht so glimpflich davon.

In unserer Gastwirtschaft wurde viel über das Kriegsgeschehen geredet, und es kam auch häufig vor, dass Deserteure sich hier trafen. In der Mehrzahl handelte sich um junge Leute, die in Häusern oder Waldbunkern der Umgebung untergetaucht waren.

In Bourscheid war zu dieser Zeit der bekannte Geistliche und Historiker Fritz Rasqué als Seelsorger tätig. Mit ihm hatte ich regelmäßig Kontakt. Soweit ich mich erinnere war er von den Nazis sozusagen nach Bourscheid verbannt worden. Ich übergab ihm mehrmals Flugblätter, die von englischen Flugzeugen abgeworfen worden waren und die ich in der Umgebung von Goebelsmühle aufgesammelt hatte. Außerdem interessierte er sich für alle Schriften, welche von den einzelnen Resistenzbewegungen herausgegeben wurden. Pfarrer Rasqué sammelte nämlich alles, was gegen die Nazis gerichtet war, obschon der Besitz von „feindlichen Flugblättern“ mit schweren Strafen belegt war.

Zu diesem Zeitpunkt machte sich der Widerstand gegen den Okkupanten bereits in allen Schichten der Bevölkerung bemerkbar. Das beste Beispiel für den Widerstand der Luxemburger bildete wohl die Personenstandsaufnahme vom Oktober 1941, als die Nazis eine gehörige Schlappe einstecken mussten, und die Befragung der Bevölkerung schlussendlich als null und nichtig erklärten.

Bereits als der Arbeitsdienst eingeführt wurde, entzogen die ersten Dienstpflichtigen sich dem Zwang, indem sie irgendwo untertauchten. Ich hatte einen Cousin, welcher sich zum damaligen Zeitpunkt zusammen mit dem aus Ettelbrück stammenden Aloyse Schiltz nach Frankreich abgesetzt hatte. Mein Cousin Jeng besaß eine Urkunde von seinem Onkel aus Dirbach, welcher sich im Ersten Weltkrieg nach Amerika durchgeschlagen hatte und später mit den Amerikanern nach Europa zurückkam. Dieser hatte sich eine hohe amerikanische Auszeichnung verdient, die sogar mit einer monatlichen Rente dotiert war. Mein Cousin hatte Aloyse Schiltz die diesbezügliche Verleihungsurkunde ausgehändigt, damit dieser beim amerikanischen Konsulat in Frankreich die Genehmigung erwirken sollte, nach den USA auszureisen. Die Urkunde sollte dazu dienen, dem Ausreisegesuch mehr Gewicht zu verleihen. Aloyse Schiltz gelang die Flucht. Mein Cousin hatte inzwischen bei einer französischen Familie Obdach gefunden, und er blieb in Frankreich zurück.

Als die Wehrmacht am 30. August 1942 vom Gauleiter eingeführt wurde, befand ich mich in Bourscheid, wo gerade das Kirchweihfest gefeiert wurde. Als wir von dieser Ungeheuerlichkeit erfuhren, gab es unter den Jugendlichen sogleich eine Welle von Protesten, und es wurde gehörig auf die Pauke gehauen.

In den nächsten Tagen kam es ja dann im ganzen Land zu Streiks, mit den bekannten verbrecherischen Folgen. Der Hinrichtung von 21 Patrioten.

Es war um diese Zeit, als ich einmal mit zwei Gästen allein in unserer Gastwirtschaft weilte. Ein luxemburgischer Gendarm, der in Wiltz stationiert war, und der ins Lager der Nazis übergewechselt war, betrat unser Lokal und grüßte mit einem strammen „Heil Hitler“, ein Gruß, der von mir und meinen beiden Gästen absichtlich ignoriert wurde. Der Gendarm, der sogleich seinen Unmut über unser Verhalten zum Ausdruck brachte, erklärte uns, er würde das Lokal verlassen und dann nochmals eintreten, um uns die Gelegenheit zu geben, seinen Gruß ordnungsgemäß zu erwidern. Als wir seine Anordnung auch beim zweiten Mal nicht befolgten, machte er wörtlich folgende Bemerkung: „Jungs, habt ihr die Plakate draußen nicht gesehen? Es wurden deren noch nicht genug erschossen.“ (Seine Bemerkung bezog sich auf Plakate der Nazis, welche die Hinrichtungen verkündeten und an allen Orten mit den Namen der Opfer angeschlagen waren)

Dieser Mann war sogar einmal handgreiflich gegen mich und einige meiner Kameraden vorgegangen, als wir gemeinsam mit der Eisenbahn fuhren und während der Fahrt luxemburgische Lieder sangen. Mir hatte er bei dieser Gelegenheit eine Ohrfeige versetzt.

Trotz allem kam es in Verbindung mit diesem Beamten einmal zu einem Ereignis, das ich nie verstand.

Im nahen Masseler wohnten zwei Brüder, von denen der eine sich als Schneider, der andere sich als Schuster betätigte. Der Familienname der beiden war Thill. Ich wusste, dass sie eine große Zahl von Wehrpflichtigen versteckt hatten. Eines Tages hielt ich mich im Hause der Familie Thill auf, wo zu diesem Zeitpunkt ein jugendlicher Luxemburger in HJ-Uniform anwesend war. In einem gegebenen Moment wurde an die Eingangstür geklopft, woraufhin der Schneider die Tür öffnete. Ins Haus traten zwei Gendarmen in Uniform, der vorbezeichnete Luxemburgische Nazifreund und ein Deutscher.

Von dem jungen Mann in HJ-Uniform wusste ich inzwischen, dass er steckbrieflich von den Nazis gesucht würde. Trotz seiner Jugend hatte er den Nazis getrotzt, und er trug die HJ-Uniform lediglich zur Tarnung. Die beiden Gendarmen, welche dessen Anwesenheit selbstverständlich zur Kenntnis genommen hatten, fragten den Schneider lediglich, ob dieser Besuch hätte, was dieser dann auch bejahte. Die beiden Gendarmen verließen das Haus, ohne sich weiter um den jungen Mann zu kümmern. Dieses Verhalten habe ich nie verstanden. Wenn man auch annehmen kann, dass sie nicht wussten, dass der junge Mann gesucht wurde, so wäre es jedenfalls normal gewesen, dass sie dessen Identität überprüft hätten. Sie taten es jedoch nicht.

Bevor ich in den Arbeitsdienst einberufen wurde, begab ich mich des Öfteren über einen Waldpfad von Goebelsmühle nach Masseler, wo ich in ständigem Kontakt zu den dort versteckten Deserteuren stand. Einmal kam es zu einer groß angelegten Suchaktion in den Wäldern um Masseler. Diese Aktion war jedoch verraten worden, so dass den Deutschen trotz eines gewaltigen Aufgebots an Polizei und Militär kein einziger Deserteur in die Hände fiel.

Ich selbst hatte von dieser Aktion Kenntnis, und ich hatte meine Freunde in Masseler rechtzeitig gewarnt. Trotzdem überkamen mich in den frühen Morgenstunden ernstliche Zweifel, ob sie sich alle in Sicherheit gebracht hätten.

Mit einem Rucksack, in dem ich ein paar alte Schuhe mitführte, machte ich mich auf den Weg nach Masseler. Als ich den Eingang der Ortschaft erreichte, ertönte plötzlich ein lautes „Halt“. Ein deutscher Posten hatte mich entdeckt und dementsprechend reagiert. Ich konnte ihn allerdings überzeugen, dass ich ein harmloser Bursche sei, der sich auf dem Weg zum Schuster befinde. Man ließ mich gehen, und ich konnte das Haus des Schusters unbehelligt betreten. Zu meiner Erleichterung konnte ich dort erfahren, dass alle Deserteure sich

rechtzeitig in Sicherheit gebracht hätten. Nach einer vorsichtigen Schätzung befanden sich in Masseler und Umgebung immerhin zwischen 25 und 30 Deserteure.

Einer, und zwar Jang Zeyen aus Kautenbach, welcher auch in Masseler versteckt war, half mir sogar gelegentlich beim Loheschälen. Andere waren den örtlichen Bauern auf dem Felde und bei der Ernte behilflich.

Auch in Goebelsmühle selbst befanden sich einige Refraktäre in einem Versteck. In Richtung Kautenbach, am Ende des Ortes, befand sich noch ein Bahnwärterhäuschen, das zu dieser Zeit bewohnt war. Bei dem damaligen Hausbewohner handelte es sich um den Bruder des Ortsgruppenleiters von Schlindermanderscheid. Im Gegensatz zu seinem Bruder war dieser Mann ein echter Patriot, denn er hatte drei junge Leute versteckt. Die Deserteure waren jedoch gezwungen dieses Versteck aufzugeben, nachdem die Ehefrau des Hausbewohners in der Küche einen tödlichen Schlaganfall erlitten hatte. Möglicherweise war die ständige Angst, die diese Frau ausstehen musste, Ursache ihres plötzlichen Todes.

Auch der alte Müller von Goebelsmühle blieb vom Schicksal nicht verschont.

Als eines Abends Leute aus Kautenbach in die Mühle gekommen waren, um sich etwas Mehl zu besorgen, kam überraschenderweise die Bahnpolizei, um Hausdurchsuchung durchzuführen. Während der Durchsuchung wurden die anwesenden Kautenbacher nach draußen geschickt. Plötzlich erschallte aus den Hecken der Ruf von Deserteuren: „Aloyse, wéin ass do ennen?“ Darauf die Deutschen: „Sagen sie diesen Leuten, sie sollen runterkommen!“

Infolge dessen wurden der Müller und seine Frau festgenommen und kamen später ins Konzentrationslager. Ich glaube, der Müller kam nach Mauthausen und seine Frau nach Ravensbrück. Später erfuhren wir, dass man den Müller angezeigt hatte.

Am 18. Februar 1943 wurde ich dann zum Arbeitsdienst verpflichtet. Mit vielen luxemburgischen Kameraden kam ich in ein Arbeitslager in der Nähe von Posen. Es war ein kleines Dorf, das damals als Schwaningen - polnisch: Swarzedz - bezeichnet wurde.

Das Dorf lag in einem Seegebiet. Unsere Haupttätigkeit in diesem Lager bestand in der Anlegung von Knüppeldämmen. Marschieren und Spatenklopfen gehörte selbstverständlich auch zur Ausbildung. Auch nationalsozialistischer Unterricht fehlte nicht auf dem Programm. In diesem Lager befanden sich 120 Luxemburger und 150 Deutsche. Letztere stammten fast ausschließlich aus Mönchengladbach. Mit den Deutschen gab es von Anfang an Reibereien, da wir ihren Glauben an einen deutschen Sieg nicht teilen konnten. Wir hatten einen Arbeitsführer, der zuvor in der Wehrmacht gedient hatte und einige Zeit in Russland gewesen war. Dieser prahlte damit, dass er an der Ostfront zahlreiche Russen „umgelegt“ hätte. Der Empörung von uns Luxemburgern gegen dieses Eingeständnis begegnete er mit dem Hinweis, dass er unsere Entrüstung nicht verstehen könnte, da es sich bei den Getöteten sowieso nur um Untermenschen gehandelt hätte. Da wir mit seinen Ausführungen zu keinem Zeitpunkt einverstanden waren, kam es immer wieder zu Zwistigkeiten, zumal die Leute aus Mönchengladbach sich stets auf die Seite des Arbeitsführers stellten.

Aus dieser Zeit ist mir eine Begebenheit in bester Erinnerung, die damals unter den Luxemburgern zur allgemeinen Heiterkeit führte. Der benannte Arbeitsführer hatte uns eines Abends zu einem Vortrag im Instruktionssaal zusammengerufen. In einem gegebenen Moment stellte er fest, dass im Hintergrund des Saales einer unserer Kameraden eingeschlafen war. Entweder hatte das Tagespensum ihn zu sehr in Anspruch genommen, oder das Gelaber des Arbeitsführers ödete ihn an. Bei dem Kameraden handelte sich um einen gewissen Reinard René aus dem Süden des Landes. Als der Arbeitsführer bemerkte, dass dieser eingeschlafen war rief er mit lauter Stimme: „Reinard, wie heißt unser Führer?“

Erschrocken sprang René auf und entgegnete: „Weiß ich nicht.“

Dem Arbeitsführer stieg die Zornesröte ins Gesicht, und er schrie René an: „Was? Sie wissen nicht wie unser Führer heißt?“

René antwortete: „Herr Arbeitsführer, ich bin erst 6 Wochen im Arbeitsdienst, ich kann das nicht wissen“.

„Wollen Sie uns auf den Arm nehmen?“ schrie der Arbeitsführer.

Darauf antwortete René: „Sind wir hier um etwas von Ihnen zu lernen, oder ist es umgekehrt?“

Erbost verdonnerte der Arbeitsführer unseren Kameraden zu 6 Wochen Dunkelhaft. Er wurde daraufhin sofort aus dem Unterrichtssaal abgeführt.

Obschon wir uns köstlich amüsiert hatten, fanden wir, dass Kamerad Reinard eine derart hohe Strafe nicht verdient hätte.

Mit einigen Kollegen suchte ich später den Arbeitsführer auf, und wir versuchten diesen zu besänftigen, indem wir angaben, der Kollege sei zwar ein wenig impulsiv, doch habe er das Ganze nicht so gemeint, wie es zuerst aufgenommen worden sei. Der Arbeitsführer ließ mit sich reden und verringerte die Strafe auf 2 Wochen. Er entließ uns mit den Worten: „Er hätte wenigstens wissen müssen, wie unser Führer heißt.“

Ein zweiter Zwischenfall, der sich im Arbeitsdienstlager zugetragen hat, ist mir ebenfalls in bester Erinnerung geblieben.

Eines Tages verkündete uns die Lagerleitung, dass man einen kleinen Aufmarsch der Luxemburger in der Stadt Posen geplant hätte. Man wolle der Bevölkerung vorführen, dass man durch die nationalsozialistische Lehre auch die Luxemburger zur Neuordnung bekehrt habe. Man sagte uns, im „Völkischen Beobachter“, Zentralorgan der NSDAP, würde ein Artikel erscheinen, der die geplante Vorführung ankündigen würde. Bei diesem Aufmarsch sollten wir in geordneter Formation marschieren und dazu deutsche Lieder singen. Selbstverständlich wurde der Aufmarsch auf dem Lagergelände fleißig geübt, denn den Einwohnern der Stadt hatte man im Zeitungsartikel nahe gelegt, sich diese Vorführung nicht entgehen zu lassen.

An dem bestimmten Tag wurden wir per Bahn nach Posen befördert, wo wir uns zum Umzug formierten. In Marschordnung zogen wir dann durch einen Stadtteil, mit dem Arbeitsführer an der Spitze. In einem gegebenen Moment blickte dieser zur Seite und gab das Kommando: „...drei, vier, ein Lied!“

Aus 150 Kehlen erklang dann das Lied „Lëtzebuerg de Lëtzebuerger...!“ Der entrüstete Arbeitsführer nannte uns eine Saubande, doch kommandierte er noch ein zweites Lied, woraufhin wir „de Feierwôn“ ertönen ließen. Noch wütender fuhr uns der Arbeitsführer an: „Das war das letzte Mal, noch ein Lied!“

Daraufhin sangen wir die „Marseillaise“. Französische Gefangene, die bei unserem Vorbeimarsch mit an der Straße standen, applaudierten bei unserem Vorbeimarsch.

Außer sich vor Zorn, befahl der Arbeitsführer uns zurück zum Bahnhof, von wo aus wir wieder ins Lager zurückgebracht wurden. Obschon nicht viel über unsere Extra-Vorstellung gesprochen wurde, bekamen wir in den nächsten Tagen den Zorn der Lagerleitung zu spüren, indem wir vielfältigen Schikanen ausgesetzt wurden und dabei tüchtig ins Schwitzen gerieten.

Ein paar Wochen später präsentierten sich SS-Offiziere im Lager, die um Freiwillige für die Waffen-SS warben. Als die Luxemburger im Unterrichtsraum zusammengerufen wurden, und die SS-Leute ihr Anliegen vortrugen, war die Antwort unsere Nationalhymne, die wir mit lauter Stimme vortrugen. Sichtlich gerührt hörten uns sowohl die SS-Leute als auch der Lagerführer zu. Letzterer erklärte sogar am Ende: „Das war ein schönes Lied.“

Von uns Luxemburgern meldete sich natürlich keiner. Von den Deutschen aus Mönchengladbach nur zwei. Nachdem jemand den Arbeitsführer auf den Sinn der von uns



vorgetragenen „Uelzecht“ aufmerksam gemacht hatte, muss dieser den SS-Leuten die Bedeutung des Liedes zur Kenntnis gebracht haben, denn bevor diese sich verabschiedeten, erklärten sie, die Luxemburger seien noch nicht reif, um in die Formation der SS aufgenommen zu werden.

Die Extra-Vorstellungen, die wir uns in diesem Lager leisteten, hätten bestimmt schwerwiegende Folgen gehabt, wenn wir Luxemburger nicht so zahlreich gewesen wären.

Als unsere Arbeitsdienstzeit sich seinem Ende näherte, wurde ich von einer sehr unangenehmen Hautkrankheit befallen. Ein schwer zu behandelndes Ekzem, das hauptsächlich die Kopfhaut befiel. Man hatte mich demzufolge zu einem polnischen Friseur geschickt, der mir die Kopfhare gänzlich wegrasierte. Der Lagersanitäter hatte mir daraufhin die gesamte Kopfhaut mit Jodtinktur bestrichen. Eine Pferdekur, die ich mit Schmerzen über mich ergehen lassen musste.

Trotz meiner Krankheit musste ich noch regelmäßig zum Appell antreten. Zuerst wurde ich vom Dienst tuenden Arbeitsführer verspottet, indem er äußerte: „Welch ein Indianer haben wir denn hier? Vortreten!“

Ich leistete dem Befehl Folge und trat vor die Abteilung. Nachdem der Diensthabe mich aber genauer angeschaut hatte, spottete er nicht mehr sondern verkündete: „Dieser Mann gehört ins Lazarett.“

Man brachte mich daraufhin nach Posen in ein Lazarett. Die Erkrankung bestand aus einer starken Rötung und Schwellung der Kopfhaut mit reichlicher Bläschenbildung. Diese platzten und sonderten Eiter ab. Meine Kopfhaut wurde vorerst mit einer penetrant riechenden schwarzen Salbe behandelt. Nach einigen Tagen wurde ich von einer Krankenschwester betreut, die mir die verschorften Stellen aufkratzte und desinfizierte. Diese Behandlung war mit erheblichen Schmerzen verbunden, doch besserte sich mein Zustand allmählich.

Die Folge dieser Hauterkrankung hatte eine äußerst negative Seite. Ich befand mich nicht im Arbeitslager, als meine Kollegen entlassen wurden, so dass ich nach teilweiser Genesung wohl entlassen wurde, doch die Fahrt nach der Heimat über Berlin-Köln allein antreten musste.

Am 20. Mai 1943 traf ich wieder zu Hause ein. Die Arbeitsdienstzeit hatte man zu diesem Zeitpunkt bereits von 6 auf 3 Monaten verkürzt. Die deutsche Wehrmacht befand sich zu diesem Zeitpunkt bereits arg in Bedrängnis. Die täglichen Verluste waren hoch, so dass die aus dem Arbeitsdienst Entlassenen schon nach kurzer Zeit in die Wehrmacht mussten. So konnte ich mich eines längeren Urlaubs nicht erfreuen, denn bereits ein Monat später musste ich zur Wehrmacht.

Meinen Zwillingbruder Theo hatte man bereits im Jahre 1942 eingezogen. Ich hatte ihn während seiner Ausbildung einmal besucht, als er sich in einer Kaserne in Mannheim befand. Dort habe ich ihn dann auch zum letzten Mal gesehen. Ich war damals mit dem Unternehmer Baatz Modeste aus Goebelsmühle nach Mannheim gefahren, wo wir sogar einen Luftangriff erlebten und längere Zeit in einem Luftschutzkeller zubrachten. Mein zweiter Bruder Willy war zu diesem Zeitpunkt noch zu Hause. Er wurde erst später eingezogen.

Bevor ich dem Stellungsbefehl Folge leistete hatte ich mich selbstverständlich mit dem Gedanken getragen zu desertieren, doch hielt die Tatsache dass die Umsiedlung meiner Familie wahrscheinlich mit meiner Fahnenflucht verbunden sei mich dann doch davon ab, mich zu diesem Schritt zu entscheiden. Ich hätte gute Gelegenheit gehabt, unterzutauchen, da ich ja beste Verbindungen zu den bereits desertierten Kameraden in Masseler und Umgebung hatte.

Ich wurde dann am 25. Juli 1943 zur Wehrmacht einberufen. Es waren viele, die sich an diesem Tage am Bahnhof in Hollerich einzufinden hatten, um den Weg ins Ungewisse anzutreten. Ich kann mich nur an einen einzigen Leidensgefährten erinnern, da dieser bereits

mit mir im Arbeitsdienst war und auch am 25. Juli mit angetreten war. Es handelte sich um Marcel Paquet aus dem bekannten Hause „Namür“, mit dem ich sehr gut befreundet war. Leider war Marcel einer der Ersten, der gefallen ist.

Beim Zählappell am Bahnhof fehlten bereits viele, was die Deutschen mit Zähneknirschen quittierten, ohne jedoch weiter Aufhebens davon zu machen. Ich kam nach Wien/Strebersdorf in eine Kaserne, wo ich für eine infanteristische Ausbildung vorgesehen war. 4 Tage später brachte die Feldpolizei noch einen Luxemburger, der sich dem Stellungsbefehl entzogen hatte. Es handelte sich um André Backes, „Ender“ aus Hobscheid. Da er den Deutschen erklärt hatte, er hätte sich, was die Einberufung betrifft, im Datum geirrt, kam er ohne Strafe davon. Später war er noch mit mir zusammen in Italien.

Ich hatte Glück im Unglück. Mein Kopfhautekzem war noch nicht wieder völlig ausgeheilt und außerdem hatte sich inzwischen ein Geschwür an meiner linken Gesichtshälfte gebildet. Ich wurde vorerst einmal zur ambulanten Behandlung auf die Krankenstube geschickt. Ein Sanitäter öffnete das Hautgeschwür dreimal mit Hilfe eines spitzen Instrumentes und jedes Mal trat Blut und Eiter hervor. Als die Sache sich jedoch in den nächsten Tagen verschlimmerte, wurde ich einem Arzt vorgeführt. Dieser untersuchte mich kurz und wies mich dann in ein Lazarett ein.

Das Geschwür hatte sich inzwischen zu einem übel aussehenden Furunkel entwickelt, so dass ich einer Operation unterzogen wurde. Außerdem wurde noch eine Drüsenentzündung festgestellt. Der mich behandelnde Arzt war mir jedenfalls gut gesinnt, den er trat später an mein Bett und stellte mir die Frage: „Welcher Landsmann sind Sie.“

Als ich ihm antwortete, ich sei Luxemburger, schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte: „Ich habe mir bereits etwas Ähnliches gedacht, denn im Schlaf habe ich von ihnen wiederholt den Ausdruck „huere Preisen“ gehört. Sie brauchen jedoch keine Angst zu haben, ich zeige Sie nicht an.“

Später vernahm ich, dass dieser Arzt im Zivilleben einen hohen Posten bekleidete und mit dem System der Nazis keineswegs einverstanden war.

Nach meiner Genesung wurde ich wieder in die Kaserne zurückgeschickt. Inzwischen hatten die vor mir eingezogenen Rekruten ihre Ausbildung beendet, denn ihre Verteidigung fand kurz nach meiner Rückkehr statt. Ein Luxemburger weigerte sich jedoch den Eid abzulegen. Es handelte sich um René Croisé aus Diekirch. Als René nach der Ursache seiner Weigerung gefragt wurde, ließ er die Deutschen wissen, dass in Luxemburg ein Erlass existiere, demzufolge die Söhne von Umgesiedelten als wehrunwürdig gelten würden. Da man seine Eltern umgesiedelt hätte, wäre er dementsprechend wehrunwürdig und von der Eidesleistung entbunden. René Croisé wurde in der Folge tatsächlich entlassen und folgte, wie ich später erfuhr, seinen Angehörigen in die Umsiedlung.

Tatsächlich bestand eine derartige Verfügung, so dass René Croisé völlig Recht hatte, als er sich auf diese Anordnung berief. In der Umsiedlung standen seine Chancen jedenfalls besser, den Krieg zu überleben, als wenn man ihn an die Front geschickt hätte.

Meine militärische Ausbildung vollzog sich danach in der Umgebung von Wien, und ich kann schon sagen, dass ich diese als äußerst hart und anstrengend empfand. Das Robben im Gelände längs der Donau und am Bisamberg ist mir stets in Erinnerung geblieben. Vor Abschluss unserer Ausbildung mussten wir noch zu zwei verschiedenen Malen an einem Manöver teilnehmen, und zwar bei Bratislava in der Slowakei und dann auf dem größten Truppenübungsplatz der Wehrmacht, in Grafenwöhr.

Die Zeit in Grafenwöhr war wohl die schlimmste Zeit meiner ganzen Ausbildung, und dies besonders durch den Umstand, dass ich durch meine Krankheiten und den langen Lazarettaufenthalt noch ziemlich geschwächt war.

Inzwischen war es auch noch Winter geworden, es lag Schnee und es war bitter kalt. Wir liefen fast den ganzen Tag in durchnässter oder hart gefrorener Uniform herum. Wir wurden per Eisenbahn zurück nach Wien gebracht, doch ging es diesmal nicht in die Kaserne zurück, sondern wir wurden umgehend nach dem Südbahnhof gebracht, in Waggons verfrachtet und ab ging die Fahrt nach Italien. André Backes aus Hobscheid war als einziger Luxemburger noch immer mit mir zusammen.

Unsere erste Station war Follonica, gegenüber der Insel Elba. Hier lagen wir in Stellungen nahe am Meer. Unsere Aufgabe bestand in der Abwehr einer eventuellen alliierten Landung in diesem Abschnitt. Hier wurden wir fast jeden Tag von alliierten Flugzeugen angegriffen. Diese flogen sehr niedrig übers Meer. Man hörte sie nicht, bis sie fast heran waren und ihre tödlichen Maschinengewehrgarben in unsere Stellungen jagten. Hier gab es bereits viele Ausfälle, da deutscherseits kaum noch Waffen zur Abwehr vorhanden waren. Bei einem Fliegerangriff verlor ich einmal meine Brille, und ich hatte Mühe ein Schützenloch zu finden, um mich in Sicherheit zu bringen. Doch ich hatte Glück, mir war nichts passiert.

In diesem Zeitraum bekam ich dann sogar Urlaub. Kaum war ich zu Hause, als ich telefonisch vor einem Mann gewarnt wurde, der sich angeblich in unserem Hotel als Gast eingeschrieben hätte. Dieser hatte laut Information den Auftrag, mich zu beschatten. Ich wurde dann auch tatsächlich auf einen mir nicht bekannten Gast aufmerksam, der sich jedoch so diskret verhielt, dass er mir oder meinen Angehörigen ohne diese Warnung nicht aufgefallen wäre. Während den zwei Wochen, wo ich in Urlaub weilte, war dieser Mann allerdings stets anwesend. Ich konnte jedoch von Glück reden, dass er nicht alle meine Schritte überwachte, denn eines Tages hatte ich eine Fußtour nach Kautenbach unternommen, als ich unterwegs auf eine Gruppe von Deserteuren traf, die von dem mir gut bekannten Leo Aubart angeführt wurde. Die Deserteure nahmen mich sogar noch mit in ihren Bunker, welcher sich im Ort „Hochslay“ nahe von Kautenbach befand. Bei dieser Gelegenheit wollten sie mich dazu überreden, zu desertieren und mich ihnen anzuschließen. Ihr gut gemeintes Angebot konnte ich jedoch nicht annehmen, da eine Fahnenflucht mir zu dieser Zeit als zu gefährlich schien. Außerdem hatte ich mich in Italien mit einer italienischen Familie angefreundet, die mir angeboten hatte, mich in einem sicheren Versteck unter zu bringen. Unter den Refraktären von Kautenbach war auch Block Jemp aus Schlindermanderscheid, der zu diesem Zeitpunkt ebenfalls beurlaubt war und seine Absicht kundtat, nicht mehr zu seiner Einheit zurückzukehren. Um dessen Familie im Falle seiner Fahnenflucht etwas abzusichern, machte ich den Vorschlag, mir eine von ihm geschriebene Ansichtskarte mitzugeben, die ich dann bei meiner Rückkehr in Deutschland in einen Briefkasten werfen würde. In diesem Falle könnten seine Eltern sich darauf berufen, dass er nach seinem Urlaub zu seiner Einheit zurückgekehrt wäre. Jemp ließ mir vor meiner Abfahrt dann auch eine Karte zukommen, die ich bei einem Aufenthalt in München in den Bahnhofbriefkasten warf.

Als ich nach einer langen Reise meinen früheren Standort in Italien erreichte, hatte man die italienische Familie evakuiert, da die alliierten Bombenangriffe in diesem Bereich zugenommen hatten. Kaum war ich bei meiner Einheit eingetroffen, als ich auf die Schreibstube gerufen wurde. Unser Kompanieführer, ein Österreicher, ein fanatischer Nazi, schrie mich wütend an, wobei er sich in aggressiven Ton etwa wie folgt äußerte:

„Ihr berühmter Freund, der Backes, dieser Sauhund, der ist abgehauen. Ich hatte ihn nach Florenz geschickt, um Einkäufe zu erledigen. Jetzt ist der Sauhund mit dem ganzen Geld abgehauen. Er hat sich bestimmt in die Schweiz abgesetzt.“

Wie ich dann von anderen Mitgliedern unserer Kompanie erfuhr, hatte man „Ender“ mit einem Österreicher nach Florenz geschickt, um dort einzukaufen. Der Österreicher kam eine Woche später zurück. Dieser wurde dann vor ein Kriegsgericht gestellt und landete dem

Vernehmen nach vor einem Exekutionskommando. Ich verstand nie, wieso dieser Mann so dumm sein konnte, allein zu seiner Einheit zurückzukehren.

Kurz bevor wir von unserem Stützpunkt abgezogen wurden, erfolgte einmal in den Abendstunden ein Angriff der Partisanen. Als ich nach dem Krieg einmal mit „Ender“ zusammentraf, erzählte er mir, dass er zu den Partisanen übergelaufen und beim Angriff auf unsere Stellungen dabei gewesen sei. Er sagte wörtlich: „Ich hätte dich und andere Kameraden erschießen können, ohne dass ich eine Ahnung davon gehabt hätte.“

Ender geriet nach Landung der Alliierten, bei Neapel, in amerikanische Gefangenschaft, nachdem er von der amerikanischen Militärpolizei ohne Papiere aufgegriffen worden war.

Wenig später wurde unsere Einheit nach Tarquinia verlegt. Nachdem die Alliierten nach schweren Kämpfen die Benediktinerabtei am Monte Casino eingenommen hatten, wurde unsere Einheit in die Gegend von Castel Gandolfo, der päpstlichen Sommerresidenz, geschickt, um den Alliierten den durch die Albaner Berge führenden Weg nach Rom zu versperren. Zu diesem Zeitpunkt musste es auch dem fanatischsten deutschen Landser klar sein, dass der Krieg für Deutschland verloren war. Trotzdem gab es noch immer Unentwegte, die ihrer Treue zum Führer unter keinen Umständen abschwören wollten. Ich jedenfalls gehörte nicht zu denen, die gewillt waren, sich in letzter Minute von dem unbelehrbaren österreichischen Kompaniechef mit ins Verderben ziehen zu lassen.

Zusammen mit einem Lothringer aus Koenigsmacker, entschloss ich mich am 3. Juni 1944 zur Flucht. Wir nutzen ein schweres alliiertes Artilleriefeuer aus, um uns aus dem Staub zu machen. Nach ein paar hundert Metern kamen wir an eine Mauer. Wir übersprangen das Hindernis und landeten auf dem Gelände eines Klosters. Wir waren bei den Mönchen. Wie sich herausstellte, war es das einzige griechisch-orthodoxe Kloster in Italien. Den Mönchen erklärten wir unsere Situation, woraufhin sie uns in die Kutte ihres Ordens steckten. Wenig später drangen die Amerikaner in den Klostergarten ein. Wir fielen den Amerikanern sofort auf, wahrscheinlich verrietten wir uns durch unsere gehetzten Blicke und vor allem durch unser Schuhwerk. Die Amerikaner hielten uns vorerst für Spione. Man drohte uns mit Erschießen. Wir wurden gezwungen, die Kutte abzulegen, wobei die darunter getragene Wehrmachtsuniform zum Vorschein kam. Da die Mönche sich jedoch für uns verwendeten, sprach man nicht mehr von Erschießen, sondern wir wurden von den Amerikanern zu einer in der Nähe gelegenen Rote-Kreuz-Station gebracht, wo man bereits viele Gefangenen zusammen getrieben hatte. Außer Deutschen befanden sich unter ihnen Elsässer, Lothringer, Polen und Angehörige anderer Nationen. Nachdem man mit weißer Farbe die Großbuchstaben PW - Prisoner of War - auf den Rücken unserer Wehrmachtsuniform aufgemalt hatte, kamen wir in ein großes Gefangenenlager nach Aversa in der Nähe von Neapel. Dort befanden sich bereits unzählige Gefangene. Ich würde sagen, viele tausend. In diesem Lager erkannte ich auch einige Luxemburger.

Ich will mich hier nicht lange über die Untätigkeit unserer damaligen Regierung, im Hinblick auf die Heimholung von Kriegsgefangenen auslassen, doch hat sie in diesem Punkt entschieden versagt. Am dritten Tag, nach unserer Gefangennahme erschienen im Lager bereits französische Offiziere, woraufhin Elsässer und Lothringer, im Hinblick auf ihre Heimholung, bereits ausgesondert wurden. Auch mein Fluchtgefährte aus Königsmacker war dabei.

Ich meldete mich bei den Offizieren, erklärte ihnen, dass ich Luxemburger sei und so wie die Elsässer und Lothringer unfreiwillig in der deutschen Wehrmacht gedient hätte. Entschieden wiesen sie darauf hin, dass wir ja auch eine Regierung hätten, um sich um uns zu kümmern, sie jedenfalls seien nicht befugt, mich aus dem Lager fortzubringen. Dann versuchte ich es noch mit einer freiwilligen Meldung zur französischen Fremdenlegion, doch auch hier stieß

ich auf taube Ohren. In der Folge kamen auch noch belgische Offiziere ins Lager. Luxemburgische Abgesandte sah ich jedenfalls nicht.

Nach einiger Zeit kursierte im Lager das Gerücht, dass die zurückgebliebenen Gefangenen nach Amerika überführt würden. Während unserer Gefangenschaft in diesem Lager bekamen wir K-Rationen aus amerikanischen Heeresbeständen. Wir schliefen in Zelten. Am Tage litten wir unter einer unbarmherzigen Hitze, nachts dagegen war es bitter kalt.

Nachdem erste Anzeichen darauf hinwiesen, dass das kursierende Gerücht sich bewahrheiten würde, wandte ich mich an amerikanische Lageroffiziere, denen ich meine Situation erklärte. Es half jedoch alles nichts, ich musste mit auf Transport. Später las ich in einschlägigen Büchern, dass insgesamt eine halbe Million deutsche Kriegsgefangene nach Amerika und nach Kanada gebracht worden waren.

Dann kam der Tag, an dem wir in Neapel in so genannte „Liberty“ Schiffe eingeschifft wurden, um die Fahrt nach den Vereinigten Staaten anzutreten. Wir waren etwa 3 Wochen unterwegs, bevor das Schiff mit etwa 1500 Kriegsgefangenen in Ellis Island anlegte. Während der langen Überfahrt schliefen wir auf den nackten Planken. Nur die wenigsten hatten eine Zeltplane, die Glücklichen eine Decke.

Das erste Lager in das wir gebracht wurden, war Fort Custer. Es lag hart an der kanadischen Grenze. Wir wurden dort in Baracken untergebracht. Die Schlafstätten bestanden aus doppelstöckigen Betten.

Es ist kaum zu glauben, aber es spricht der Realität, dass es in Amerika Nazi-Lager und Antinazi-Lager gab. Die Verantwortung über das jeweilige Lager oblag zwar einem amerikanischen Offizier oder einem hochrangigen Unteroffizier, doch hatten deutsche Offiziere das Sagen. Ich jedenfalls kam vorerst in ein Nazi-Lager. Nach kurzer Zeit kam ich mit einem Deutschen in Verbindung der mir seine Absicht kundtat, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit aus dem Lager abzuhausen. Er wäre dies seinem Vaterland schuldig und zudem fühle er sich durch seinen „Eid auf den Führer“ zu einer Flucht verpflichtet. Ich bedeutete ihm, dass er kaum Gelegenheit habe, aus dem Lager entweichen zu können und sollte es ihm gelingen, so wäre seine Chance jedenfalls gering. Daraufhin gab er mir vertraulich zu verstehen, er sei noch im Besitz seines Fallschirmjägerdolches, und derjenige, der sich ihm in den Weg stelle, müsse dran glauben. Er zeigte mir sogar die Waffe, die er trotz allen Körperdurchsuchungen ins Lager geschmuggelt hatte, um diese unter den Planken der Baracke zu verstecken.

Als ich etwa eine halbe Stunde später einen amerikanischen Sergeanten im Lagerbereich antraf, machte ich diesen auf die Gefahr aufmerksam, die von diesem fanatischen Burschen ausging. Ich hatte vor meiner Einberufung das Gymnasium in Diekirch besucht, so dass ich die englische Sprache zur Genüge beherrschte, um mich den Amerikanern gegenüber verständlich zu machen. Auf jeden Fall muss der amerikanische Unteroffizier meine Meldung weiter gegeben haben, denn wenig später kam die amerikanische Militärpolizei und nahm meinen „Freund“ mit. Selbstverständlich hatte das Auftauchen der Militärpolizei zur Folge, dass sich viele Gefangene einfanden, um diese Aktion zu verfolgen. Bevor der Mann abgeführt wurde deutete er mit dem Finger auf mich, um mit lauter Stimme zu verkünden: „Der da ist der Verräter!“

Wenig später kamen einige Fallschirmjäger auf mich zu, und sie wollten von mir meine Heimatadresse wissen. Ich sagte ihnen, meine Adresse würde sie einen feuchten Dreck angehen, ich möchte mit ihnen nichts zu tun haben.

Daraufhin entfernten sie sich mit dem drohenden Hinweis, dass sie schon herausfinden würden, von wo ich herkäme.

Dieser Zwischenfall fiel in die Zeit vom 20. Juli 1944, an welchem Tage ein Attentat auf Hitler verübt worden war, das bedauerlicherweise fehlgeschlagen war. Im Lager waren

allerdings Anschläge angebracht, die etwa in folgender Version gehalten waren: „Attentat auf unseren Führer. Verantwortungslose, kriminelle Elemente haben es gewagt, Adolf Hitler nach dem Leben zu trachten.“

Man hoffte, dass die Attentäter ihrer gerechten Strafe zugeführt würden. Sollte es im Lager Leute geben, die die gleiche Einstellung wie die Verschwörer hätten, müssten die sich auf etwas gefasst machen.

Was ich bis heute nicht verstehe, ist die Tatsache, dass die Amerikaner den Deutschen in den amerikanischen Gefangenenlagern gänzlich freie Hand ließen. Bei den Alteingesessenen handelte es sich in der Mehrzahl um fanatische Typen, welche zu Rommels Afrikakorps gehört hatten. Im Mai 1943 hatte das Afrikakorps gegenüber den Alliierten kapituliert. Etwa 100.000 deutsche und um die 40.000 italienische Soldaten waren daraufhin in Gefangenschaft geraten. Wie ich später der einschlägigen Literatur entnahm, hatten die Amerikaner sich gegenüber England verpflichtet, alle in Tunesien gefangenen Deutschen und Italiener in Amerika unterzubringen, um die Kapazität der englischen Kriegsgefangenenlager zu entlasten. Nach und nach wurden auch deutsche Gefangene von anderen Kampfabschnitten nach den USA geschafft, so dass dort bei der Kapitulation Deutschlands insgesamt etwa eine halbe Million Mann in 155 Lagern zusammengefasst waren.

Das amerikanische Kriegsministerium versuchte nicht, die Struktur der Hierarchie in den Lagern zu unterbinden. So war es möglich, dass dort regelrechte Nazilager und Antinazilager bestanden. In den Nazilagern ging es zu wie auf deutschen Kasernenhöfen. Die amerikanische Militärbehörde ließ jede Form von nationalsozialistischen Symbolen und Ehrenzeichen zu. In den Nazilagern dominierte die nationalsozialistische Haltung. Die Reichskriegsflagge wurde aufgezogen, die Soldaten standen stramm und erhoben die Hand zum Hitlergruß. Kritik an Hitler und an seiner Kriegsführung wurde nicht zugelassen. Abtrünnigen drohte Isolierung und Bestrafung. Es bestanden sogar Femengerichte, wo Andersdenkende zum Tode verurteilt wurden. Manche dieser Urteile wurden sogar in den Lagern vollstreckt. Viele Gefangene hielten dem auf sie ausgeübten Druck nicht stand und wurden regelrecht in den Selbstmord getrieben. Hitlers Geburtstag wurde gefeiert mit Heilrufen, Flaggenhissen und markigen Reden.

Jedes Mal wenn neue Gefangene eintrafen, welche z.B. nach der Invasion in Frankreich in Gefangenschaft geraten waren, wurden diese als Feiglinge beschimpft, und es wurde ihnen vorgeworfen, nicht mit genügender Härte und fehlender Ausdauer gekämpft zu haben.

Es ist kaum zu glauben, dass die Amerikaner diesem Spuck erst ein Ende bereiteten, nachdem Deutschland kurz vor der Kapitulation stand.

Ich kann aus eigener Erfahrung beurteilen, dass man in diesen Lagern seines Lebens nicht sicher war. Als ich mich einige Tage nach dem Vorfall mit dem von mir angezeigten Fallschirmjäger zur Ruhe begeben hatte, war das Bett plötzlich von mehreren Gestalten umringt, die mit Knüppeln bewaffnet waren. Als ich die geflüsterten Worte „Schläft er schon“ vernahm, wusste ich sogleich, dass ich mich in unmittelbarer Gefahr befand. Ich sprang aus dem Bett und hetzte auf die Toilette. Am Eingang der Baracke prallte ich fast mit einem amerikanischen Soldaten zusammen, der, wie dies Gepflogenheit war, unmittelbar hinter dem Eingang als Wache aufgezogen war. Ich machte ihn auf meine Situation aufmerksam und bat ihn, in seiner Nähe bleiben zu dürfen. Er lehnte jedoch kategorisch ab. Erst als ich ihm sagte, er möge mich dann einfach erschießen, wurde er stutzig, und er erklärte sich bereit, mich während der Nacht in seiner Nähe zu dulden.

Am darauf folgenden Morgen fand ich mich wie gewöhnlich beim täglichen Appell ein. Mein Name wurde aufgerufen und es hieß „einen Schritt vortreten“. Ich trat aus der Formation heraus, woraufhin von überall Stimmen ertönten:

„Schlagt ihn tot, hängt ihn auf, bringt ihn nach Sing-Sing, diesen Landesverräter“.

Ich wurde unmittelbar zur Schreibstube befohlen, wo ein deutscher Offizier mich ebenfalls gehörig abkanzelte. Während sich die übelsten Schimpfwörter über mich ergossen, blieb ich ganz ruhig. Dann erklärte ich dem Deutschen, ich sei Luxemburger und gegen meinen Willen in die deutsche Wehrmacht einberufen worden. Zum Schluss sagte ich ihm, ich hätte bis zu diesem Zeitpunkt nichts anderes getan, als ihnen – den Deutschen – zu schaden. Irgendwie müssen meine Ausführungen den Offizier nachdenklich gestimmt haben, denn unvermutet fragte er mich: „Wollen Sie in ein Antinazilager?“

Ich antwortete: „Ja, sofort“

Das Lager, in dem wir uns befanden, war in Zonen unterteilt, und ich kam in eine Absperrung wo sich etwa 200 Gefangene aufhielten, welche mit den Nazis nichts am Hut hatten. Bei diesen handelte es sich nicht nur um Deutsche, sondern auch um Elsässer, Lothringer, Kroaten, sogar Holländer waren hier vertreten. Hier hatten wir jedenfalls vor diesem Nazi-Gehabe unsere Ruhe.

Nach etwa 6 Wochen wurde ich nach Camp Ellis im Bundesstaat Illinois verlegt. Es war ebenfalls ein Antinazilager.

Als jedoch im Dezember 1944 die Ardennenoffensive begann, bekamen manche Bewohner des Antinazilagers wieder Aufwind, und kamen mit der Bitte ein, wieder im Schoß der Führergetreuen aufgenommen zu werden. Ob sie von diesen jedoch wohlwollend aufgenommen wurden, wage ich zu bezweifeln. In diesem Lager ging es mir den Umständen nach gut. Ich war zeitweilig in der Lagerküche beschäftigt, und ich konnte nachmittags ab 3 Uhr frei über meine Zeit verfügen. Ich hatte Gelegenheit, Einsicht in Bücher und Zeitschriften zu nehmen, die den Gefangenen in diesem Lager zur Verfügung standen.

Im Januar 1945 erfolgte dann die Verlegung in ein anderes Lager. Diesmal war es Camp Butner/North Carolina. Wie es den Anschein hatte, wurden hier fast alle Luxemburger zusammengezogen, die sich in amerikanischer Haft befanden. Etwa 40 an der Zahl. Ich traf einige Bekannte. Unter anderem Jemp Meyers aus Schlindermanderscheid. Wir wurden zu verschiedenen Arbeiten herangezogen. Die meisten arbeiteten in der Landwirtschaft, andere in Fabriken. Als Verdienst gab es sogar einen Dollar am Tag. Unsere Bewacher, inzwischen nur Amerikaner, verhielten sich uns gegenüber eher wohlwollend. An arbeitsfreien Tagen gab ich den luxemburgischen Kameraden sogar Unterricht in der englischen Sprache.

Eines Tages kam der luxemburgische Konsul André Wolff ins Camp. In seiner Begleitung war ein luxemburgischer Militärattaché. Beide versuchten herauszufinden, wer sich freiwillig zur deutschen Wehrmacht gemeldet hatte und wer gezwungen worden war. Sie trennten also die Böcke von den Schafen. Unter uns gab es allerdings nur einen Freiwilligen. Die beiden nahmen Gesuche zwecks Meldung zur britischen und zur belgischen Armee entgegen. Fast alle meldeten sich zu den Belgiern.

Im Monat Mai 1945 ging es per Eisenbahn vom Lager nach New York. Von dort auf dem Seeweg via Le Havre nach Southampton. Von dort ins Camp Knutsford, in der Gegend von Manchester. Eine „Salopette“ wurde uns als Kleidungsstück zugeteilt. Wiederum wurden die Buchstaben PW auf dem Rücken aufgemalt. Wir verstanden die Welt nicht mehr. Sollte dieses Kriegsgefangenenendasein denn nie enden?

In diesem Lager verbrachten wir noch nahezu zwei Monate. Dann präsentierte sich der luxemburgische Leutnant Stoltz im Lager. Ein letztes Verhör fand statt.

Wieder wurden die Freiwilligen ausgesondert. Dann ging es nach Leamington/Südwestengland, wo wir in englischem Drill eingeübt wurden.

Von den meist belgischen Offizieren wurden wir gut behandelt. Ich hatte sogar das Glück die Offiziere in der Kantine zu bedienen, so dass ich von den militärischen Übungen weitgehend verschont blieb.

Dann am 11. September 1944 kam der so heiß ersehnte Tag. Die endgültige Entlassung. Nach 3 Tagen Schiffs- und Bahnreise kam ich am 14. September 1945 in Luxemburg an. Rechnet man den Arbeitsdienst hinzu, dann war ich während insgesamt 30 Monaten von zu Hause fort.

Durch Briefe von meinen Angehörigen wusste ich, dass mein Zwillingbruder Theo, der vor mir in die deutsche Wehrmacht einberufen worden war, seit Oktober 1944 in Russland als vermisst galt. Meinen Bruder Willy hatte man ebenfalls eingezogen. Er wurde im Rahmen der Ardennenoffensive eingesetzt und geriet bei Nothum in amerikanische Gefangenschaft. Er war allerdings vor mir zu Hause.

Jahre später lernte ich den ehemaligen deutschen Unteroffizier Werner Stahnke kennen. Er war am Kubanbrückenkopf mit unserem Bruder Theo zusammen gewesen. Als Schreibstubenunteroffizier hatte er Theo sogar zu sich auf die Schreibstube genommen. Zwischen beiden hatte sich ein freundschaftliches Verhältnis aufgebaut. Werner Stahnke war der letzte, der meinen Bruder lebend gesehen hatte. Was genau mit ihm passiert war konnte niemals geklärt werden.

Ich habe oft über meine Gefangenschaft in den USA nachgedacht. Die Tatsache, dass die deutschen Gefangenen mit einer derart unverständlichen Nachsicht behandelt wurden, hatte meiner Ansicht nach verschiedene Gründe.

Die amerikanischen Offiziere und Unteroffiziere, die den Lagern als Kommandanten zugeteilt waren, hatten, mindestens was die erste Zeit betrifft, wenig oder überhaupt keine Kampferfahrung. Demzufolge hatten sie deutschen Soldaten nie auf dem Felde gegenüber gestanden und hatten ihre fanatisch harte Kampfweise zu keinem Zeitpunkt kennen gelernt. Die Amerikaner waren zudem darauf bedacht die Gefangenen streng nach der Genfer Konvention zu behandeln. Möglicherweise gingen sie davon aus, dass in diesem Falle auch amerikanische Gefangene, die in die Hände der Deutschen gefallen waren, gleichwohl gut behandelt würden.

Dann kommt natürlich als Hauptgrund hinzu, dass die wenigsten der amerikanischen Offiziere, Unteroffiziere und Bewacher die deutsche Sprache beherrschten. Demzufolge erfassten sie die Bedeutung der von den deutschen Gefangenen hervorgebrachten nazistischen Schriften, die von ihnen gesungenen Lieder oder die markigen Reden nicht.“

Interview vom 6. März 1995 - John Thurmes und Paul Heinrich -

Paul Heinrich, Roland Flies



**Erlebnisbericht von LEYDER Guillaume**

„Als die Deutschen das Großherzogtum am 10. Mai 1940 überfielen zogen die Wehrmachtsskolonnen auch durch den Ort Goebelsmühle, wo wir ein Hotel mit Restaurant besaßen. Die meisten Militärkolonnen kamen von Schlindermanderscheid und zogen dann über Bourscheid weiter. Während des ganzen Tages befanden sich deutsche Flugzeuge am Himmel. An verschiedenen Örtlichkeiten der Umgegend landeten in diesen Tagen auch Fieseler Störche.

Ich stand zum damaligen Zeitpunkt im 16. Lebensjahr. Ich hatte noch Zwillingsbrüder und eine Schwester. Über den Krieg selbst wusste ich damals noch nicht viel; ich hatte lediglich einige Bücher über die deutsche Marine gelesen, so dass ich mir schon denken konnte, dass das Ziel der Wehrmacht in der Eroberung verschiedener Länder bestand.

Über den Einzug und die Tätigkeit der Zivilverwaltung kann ich eigentlich nicht viel sagen, da unser Wohnort ziemlich abseits vom Geschehen lag. Außerdem war die Nachrichtenübermittlung recht spärlich. Was wir natürlich mitbekamen war die Einführung der Wehrpflicht, da meine Zwillingsbrüder Nicolas und Theo unter die im ersten Erlass bestimmten Jahrgänge fielen.

Auch über den Streik vom September 1942 wussten wir Bescheid, zumal einige Streikopfer im nahen Wiltz ihren Wohnort hatten.

Kurze Zeit nach Verkündung der Wehrpflicht und dem anschließenden Streik fand ich eine Arbeit im Hotel Konz in Luxemburg.

Meine Brüder, beide Jahrgang 1922 gehörten zu den ersten die zum Arbeitsdienst und später zur Wehrmacht einberufen wurden.

Anfang 1943 bekam ich den Stellungsbefehl ins Wehrrertüchtigungslager Ansemburg. Nachdem ich dort meine Dienstzeit abgeleistet hatte, nahm ich meine Tätigkeit im Hotel Konz wieder auf, bis zu dem Zeitpunkt, wo ich zum Arbeitsdienst einberufen wurde.

Nach 6 Monaten durfte ich dann nach Hause, und es war Anfang 1944, als der Stellungsbefehl zur Wehrmacht mich erreichte. Ich dachte eigentlich nicht daran, zu desertieren, da ein solches Unterfangen mir zu gefährlich war. Ich wusste ja nicht, was in diesem Falle mit meinen Brüdern geschehen würde und außerdem hatte ich noch eine Schwester, die im arbeitsdienstpflchtigen Alter war.

Ich wusste zwar, dass in Masseler und noch an anderen Orten in der Umgegend Wehrpflichtige versteckt waren, denn mein Bruder Nicolas wusste hierüber bestens Bescheid. Bevor er eingezogen wurde besuchte er regelmäßig die versteckten Deserteure.



Leyder Guillaume im Arbeitsdienst

Zur Ausbildung kam ich nach Kulm an der Weichsel. Diese Ausbildung, die ich als äußerst hart empfand, dauerte ungefähr 10 Wochen. Gemäß Soldbuch war ich bei der 6. PzArmee, 374. Grenadier-Ersatzbataillon, dann Pionierbataillon 62. Nach der Ausbildung durfte ich noch einmal für einen kurzen Urlaub nach Hause.

Während meines Urlaubs kam ein deutscher Uniformträger zu uns ins Hotel, und er machte mich darauf aufmerksam, falls ich nicht zu meiner Einheit zurückkehren würde, dann müsste meine Schwester in den Arbeitsdienst.

Was meine Verwendung in der Wehrmacht betrifft, so bekam ich eine Pionierausbildung die jedoch gleichzeitig mit einer Infanterieausbildung gekoppelt war. Wir wurden später überall eingesetzt. Zum Bau und zur Wiederinstandsetzung von Brücken, zur Sprengung von Brücken, zum Verlegen von Minen und als normale Infanterie.

Nach meinem ersten Wehrmachtsurlaub kamen wir sofort an die Front in Litauen, an der Grenze zwischen Weißrussland und Polen. Die deutsche Wehrmacht befand sich zu diesem Zeitpunkt bereits überall auf dem Rückzug. Ich war Schütze I eines MG 42. Im Einsatz hatte ich das Maschinengewehr als Kollektivwaffe zu tragen und zu bedienen. Als persönliche Waffe trug ich eine Pistole 08.

Obschon wir uns fast ständig in der Defensive befanden, waren die Kämpfe mit überlegenen russischen Streitkräften an der Tagesordnung. Besonders der gefürchtete Raketenwerfer, die so genannte Stalinorgel machte uns schwer zu schaffen. Außerdem war die russische Scharfschützertätigkeit so intensiv, dass wir permanent der Gefahr ausgesetzt waren, von einer tödlichen Kugel getroffen zu werden. Dort passierte es mir eines Tages, dass ein russischer MG-Schütze mich fast erwischt hätte. Als unsere Stellung von einem feindlichen MG beschossen wurde, sah ich an der Flugbahn der Leuchtpurgeschosse, dass das Feuer immer gezielter auf uns zukam. Ich entging nur knapp einer Kugel die rechts an meinem Kopf vorbeizischte und hinter unserer Stellung einen Kasten mit MG-Munition traf. Die Spitze der Kugel war in einer Patronenhülse des im Blechkasten aufbewahrten MG-Gurtes stecken geblieben. Die Kugelspitze, die mir beinahe zum Verhängnis geworden wäre, bewahrte ich noch lange Zeit in einer Brusttasche meiner Uniform auf.

Es war inzwischen August-September 1944. Die Russen waren bis in den Raum Gumbinnen durchgebrochen. Hier gelang es den Deutschen ein einziges Mal durch einen Gegenangriff verlorenes Gelände zurückzuerobern.

Aber um welchem Preis?

Es gab hohe Verluste. Zwar auch bei den Russen, doch warfen diese immer wieder neue Leute in den Kampf, so dass ihre Ausfälle überhaupt keinen Einfluss auf das Gesamtgeschehen hatten.

Ich erlebte einen russischen Angriff bei dem ein Bauernhof in Brand geschossen wurde. Eine Scheune stürzte vollständig zusammen und vergrub unter den brennenden Trümmern ebenfalls einen Luxemburger. Es handelte sich um Kries René aus Untereisenbach. An einen anderen Luxemburger, der ebenfalls mit mir in Russland war kann ich mich auch noch erinnern, und zwar handelte es sich um Paul Koetz aus Ettelbrück, der ebenfalls nicht mehr nach Hause kam. Beide waren sehr gute Kameraden.

Auf deutscher Seite herrschte allerdings überall das größte Chaos. Keine zusammenhängende Front, keine klare Kommandostruktur, keine klaren Befehle. Hier traten die Feldgendarmen, die so genannten Kettenhunde, in Aktion.

Wer erwischt wurde, dass er sich von seiner Einheit entfernt hatte, wurde kurzerhand erschossen. Hier wurden ohne jeden Zweifel viele Unschuldige hingerichtet, da viele im allgemeinen Durcheinander ohne ihr Zutun von ihrer Einheit getrennt worden waren.

Innerhalb der Truppe war bekannt, dass die Amerikaner in Frankreich gelandet waren. Die meisten Deutschen glaubten trotz der ständigen Niederlagen in unserem Bereich noch immer an den deutschen Sieg, zumal von den Offizieren regelmäßig Durchhalteparolen ausgegeben wurden, wobei besonders von den so genannten Wunderwaffen gesprochen wurde.

Hier kann ich mich noch an ein besonderes Ereignis erinnern, als ich eines Tages auf Posten stand und mit einem Luxemburger zusammentraf. Als dieser sich meiner Postenstellung näherte rief ich ihn an und verlangte von ihm das Passwort. Als er mir nicht antworten konnte, wollte ich wissen, welche Nationalität er besitze. Er gab an, Luxemburger zu sein. Nun stellte sich heraus, dass es sich um einen Kollegen handelte, welcher auf dem „Siechenhof“ zu Hause war. Er war sogar mit mir im Arbeitsdienst. Er war jedoch nicht bei meiner Einheit, und ich weiß auch nicht mehr, was er in diesem Bereich zu suchen hatte. Leider kehrte er nicht mehr nach Hause zurück.

Es mag dann etwa im November 1944 gewesen sein als wir an der Ostfront abgezogen wurden und bis nach Bottrop zurückgeführt wurden. Dort blieben wir etwa 8 Tage, und wir erlebten während dieser Zeit einen schweren Bombenangriff auf die Stadt. Es gab unzählige Tote. Wehrmachtsangehörige und auch Zivilisten. Von Bottrop aus führte unsere Fahrt dann per Eisenbahn nach dem Westen, und zwar bis Ehrang, bei Trier. Dort hatte ich einen Überlaufzettel der Amerikaner gefunden und diesen in meiner Kleidung gut versteckt. Für uns Soldaten war es nämlich strengstens verboten, einen solchen an sich zu nehmen.

Später, es mag dies schon im Dezember gewesen sein, ging es weiter bis in die Eifel. Von einer bevorstehenden Großoffensive hatte niemand eine Ahnung. Ich kann mich nur noch erinnern, dass einer unserer Unteroffiziere mir mit Erschießen drohte, sollte ich mich auch nur einen Meter von der Truppe entfernen.

Ich war zu diesem Zeitpunkt noch immer als MG-Schütze bei den Pionieren. Meine Einheit, und zwar das Pionierbataillon 62, wurde besonders bei der Wiederinstandsetzung von zerstörten Brücken eingesetzt. Als MG-Schütze gehörte es zu meinen Aufgaben, die mit dem Brückenbau beschäftigten Männer gegen feindliche Angriffe zu schützen.

Mit dieser Einheit war ich in St.Vith, Laroche, Houffalize und Stavelot eingesetzt. Bei der Bombardierung von Stavelot hielt meine Einheit sich in der Nähe des Städtchens auf. Ich befand mich auch zu einem gegebenen Zeitpunkt in Gouvy. In Houffalize erlitten wir bei den Arbeiten an einer zerstörten Brücke erhebliche Verluste, da wir permanent von der amerikanischen Artillerie beschossen wurden.

In den Einheiten kursierte das Gerücht, dass jeder von den Amerikanern erschossen würde, der mit einem amerikanischen Uniformteil oder mit einer amerikanischen Waffe betroffen würde. Erst viel später erfuhr ich, dass die Deutschen bei Malmédy amerikanische Gefangene erschossen hatten.

In einen eigentlichen Infanterieangriff waren wir nie verwickelt. Es ging immer nur zurück, und es herrschte ein unübersehbares Durcheinander. Viele wussten nicht mehr, wo ihre Einheit sich befand. Offiziere und Unteroffiziere unserer alten Einheit waren nicht mehr da.

Die amerikanische Luftwaffe war zu jeder Zeit am Himmel. Ich sah einmal, dass eine deutsche Kolonne, welche sich mit Fahrzeugen verschiedener Art und mit Pferden auf dem Rückzug befand von amerikanischen Jagdbombern angegriffen wurde. Ich sah Lastwagen und Pferde, die wie Pappkartons in die Luft gewirbelt wurden. Es war ein entsetzliches Schauspiel.

Wenn wir von einem Ort zum anderen gebracht wurden, geschah dies entweder in Wehrmachtlastwagen, oder es wurden, und das kam ebenfalls vor, erbeutete amerikanische Lastwagen benutzt.

So landete ich dann etwa Anfang Januar an der Kreuzung Schumanns Eck.

Dort herrschte das Grauen!

Überall tote Soldaten, Deutsche und Amerikaner.

Viele grässlich verstümmelt.

Ich sah einen schwer verwundeten Offizier unserer Einheit. Als ich mich über ihn beugte, sah ich, dass seine Brust gänzlich zerfetzt war. Er starb wenig später. Ein anderer klagte über heftige Schmerzen im Unterleib, und bat um meine Hilfe. Ich versuchte herauszufinden, welche Verletzung er hatte, doch konnte ich an seinem Körper weder eine Wunde noch Blut entdecken. Wenig später erfasste ein Zittern seinen Körper, und er war tot. Ich weiß nicht, welches die Ursache seines plötzlichen Todes war.

Die Szenen die ich hier an der Kreuzung erlebte, waren unbeschreiblich. Artillerieeinschläge, Feuer aus Infanteriewaffen, Schreie von Verwundeten und Sterbenden. Blut überall, wo man hinschaute.

Ich lag später mit meinem MG in einem Waldstück, an der Einmündung nach Nothum. Amerikanisches Artillerie- und Granatwerferfeuer belegte die Kreuzung während längerer Zeit. Deutscherseits war jegliche Gegenwehr zusammengebrochen. In einem Waldstück oberhalb von Café Schumann stand am Waldesrand noch ein deutscher Panther. Er stand dort längere Zeit und war plötzlich verschwunden.

In einem gegebenen Moment waren auf der Kreuzung nur noch Amerikaner, die sich in Kampfposition befanden. Ich würde sagen, dass der Kampf um Schumanns Eck zu diesem Zeitpunkt in der Endphase war, so dass man nur noch vereinzelt deutsche Truppenteile in Auflösung sah. Es wurde deutlich, dass zusammengehörende Einheiten nicht mehr bestanden. Man hörte kaum noch deutsche Befehle, so dass die Soldaten ohne Führung waren. Überall konnte man einzelne oder sogar Gruppen beobachten, die sich den Amerikanern ergaben.

Nach meinen Erkenntnissen war auch der Kampf in den umliegenden Wäldern erloschen.

Ich beschloss, mich den Amerikanern zu ergeben. Nachdem ich mich meiner Waffen entledigt hatte, näherte ich mich mit dem in Ehrang gefundenen Überlaufzettel einer Gruppe von Amerikanern. Außerdem hielt ich zwischen zwei Fingern ein rot-weiß-blaues Bändchen, das ich seit meiner Einberufung immer auf mir trug. Einige Deutsche, die zu meiner Pioniergruppe gehörten, schlossen sich mir an.

Die Amerikaner dirigierten uns auf die nach Kaundorf führende Straße, wo sie uns mit ihren Waffen in Schach hielten. Zu diesem Zeitpunkt lag ziemlich viel Schnee. Wir wurden dann mit hinter dem Kopf verschränkten Armen zu Fuß bis nach Kaundorf geführt. Zu beiden Seiten der Straße gingen amerikanische Soldaten mit schussbereitem Karabiner. Unterwegs schlugen deutsche Granaten in unserer Nähe ein, so dass wir noch längere Zeit liegend auf einem Feld verbrachten.

Als wir nach etwa einer Stunde in Kaundorf ankamen, sahen wir, dass wir nicht die einzigen Gefangenen waren, sondern ich schätzte die Gesamtzahl auf wenigstens 200. Im oberen Dorfteil wurden wir dann in drei Reihen aufgestellt. Ein amerikanischer Offizier trat an die Kolonne heran und ließ seinen Blick über die Gefangenen schweifen. Dann gab er mir und noch einem oder zwei anderen Gefangenen mit dem Zeigefinger ein Zeichen herauszutreten. Wir mussten daraufhin mit dem Gesicht zur Wand an der Mauer eines landwirtschaftlichen Anwesens Aufstellung nehmen. Mit der Pistole in der Hand nahm der Offizier hinter uns Aufstellung. Zitternd vor Kälte und weinend erwartete ich jeden Augenblick einen Genickschuss. In Anbetracht der gezückten Pistole dachte ich mir, dass das Verhalten dieses Offiziers keine andere Bedeutung haben könnte.

Ich befand mich in einer sehr schlechten körperlichen Verfassung, da ich an Erfrierungen meiner beiden Füße litt. Diese hatte ich mir Tage vorher zugezogen, als wir von amerikanischen Flugzeugen angegriffen wurden. Bei diesem Angriff wurde unser Kompaniechef auf der Stelle getötet. Als ich mich selbst in Sicherheit bringen wollte, lief ich

mit dem Hals gegen einen Draht. Ich stolperte zurück und sah neben mir ein Einschlagloch. Instinktiv sprang ich hinein. Das Loch stand jedoch voll Wasser, so dass meine Schuhe gänzlich durchnässt wurden. Da ich keine Gelegenheit zu Wechseln von Strümpfen und Schuhen hatte, zog ich mir schwere Erfrierungen zu, die bis dahin nicht behandelt worden waren.

Nachdem das Buch von Colonel Melchers herausgekommen war erstand ich dieses Buch in einem Ettelbrücker Buchladen. Ich blätterte es durch und glaubte meinen Augen nicht trauen zu können. Unter Kaundorf fand ich ein Foto. Drei deutsche Gefangene stehen an einer Mauer. Mit hinter dem Kopf verschränkten Armen. Ein Offizier mit der Pistole hat hinter ihnen Aufstellung genommen. Ich erkannte mich auf dem Foto. Ich bin der erste der Dreien, von rechts betrachtet. Obschon man auf dem Foto kein Gesicht erkennen kann, irre ich mich nicht, denn ich weinte und ich hatte nicht mehr das geringste Gefühl in den Füßen. Mein Zustand und meine Haltung treffen auf jeden Fall am sichersten auf den ersten Gefangenen auf dem Foto zu.



An der Mauer stehend, Erster von rechts: Leyder Guillaume

Ich war später verschiedentlich in Kaundorf, und ich konnte das Haus ausfindig machen, wo wir damals an der Wand standen. Hier verbrachte ich wohl die schrecklichsten Momente meines Lebens, denn ich war sicher, dass der Offizier uns erschießen würde. Ich erwartete jeden Augenblick die tödliche Kugel. Nach etwa einer Viertelstunde gab man uns dann zu verstehen, dass wir von der Mauer wegtreten könnten.

Ich erhielt dann den Auftrag bei einer amerikanischen Feldküche Holz zu spalten. Man drückte mir eine Axt in die Hand, und ich sollte mich dann an die Arbeit machen. Ich war jedoch so aufgeregt und vor lauter Kälte wie gelähmt, so dass ich nicht in der Lage war, auch nur ein einziges Holzsplit zu spalten. Die Amerikaner müssen mich beobachtet haben, denn schon nach kurzer Zeit konnte ich meine Tätigkeit einstellen.

In den Abendstunden wurden wir dann auf Lastwagen verladen und man brachte uns in ein Gefangenenlager nach Namür. Dort blieben wir nur kurze Zeit, doch wurde ich dort bereits von einem Luxemburger einem ersten Verhör unterzogen. Ich glaube mich zu erinnern, dass es sich um einen Mann namens Wolff handelte, der mich ausfragte. Er verfuhr nicht gerade freundlich mit mir, denn in ärgerlichem Ton wollte er wissen, weshalb ich in die deutsche Wehrmacht eingetreten sei, anstatt mich zu verstecken.

Ich empfand sein Verhalten empörend, denn ich befand mich in einer Verfassung, wo eher tröstende Worte angebracht gewesen wären, als dessen Vorwürfe, die ich zu diesem Zeitpunkt eher als Beleidigung auffasste.

Nach wenigen Tagen wurde ich mit anderen Gefangenen in ein Lager in der Nähe von Compiègne gebracht. Bereits am darauf folgenden Tag erfolgte die Verlegung in das Lager Compiègne selbst. Wie lange ich im Lager Compiègne war, weiß ich nicht mehr genau, doch schätze ich, dass es um die 6 Wochen waren. Über den Aufenthalt dort kann ich sowieso keine Angaben mehr machen, da ich in Anbetracht meiner schlechten körperlichen Verfassung die ganze Zeit über in einem Zelt lag. Die Erfrierungen an meinen beiden Füßen machten mir am meisten zu schaffen. Deutsche Sanitäter kümmerten sich um mich. Meine Erfrierungen wurden mit einer schwarzen Salbe behandelt, die aussah wie Teer. Da kein Verbandsmaterial zur Verfügung stand, benutzte man Toilettenpapier zum Schutz der Wunden.

Das Lager Compiègne war wohl das größte Gefangenenlager, das die Amerikaner unterhielten. Während die meisten Gefangenen auf freiem Felde kampierten standen für die Verwundeten kleine Zelte zur Verfügung. Ich würde behaupten, dass es tausende von Verwundeten gab, die hier ausschließlich von deutschen Sanitätern behandelt wurden.

Wenn ich auch gehofft hatte, von Compiègne aus bald nach Hause entlassen zu werden, so sollte ich mich bitter täuschen. Eines Tages wurden wir in Waggons verladen und es ging mit unbekanntem Ziel tiefer nach Frankreich hinein. Das Ziel war diesmal Cherbourg in der Normandie. Als wir dort aus dem Zug stiegen konnte ich keinen Schritt mehr gehen. Vier deutsche Mitgefangene trugen mich auf einer Bahre weg und legten mich in der Nähe nieder. Etwa nach einer Stunde fuhr ein amerikanischer Lastwagen heran. Zwei schwarze Soldaten fasten mich an Armen und Beinen und warfen mich, wie ein Stück Holz auf den Laster. Ich wurde dann in das dortige Gefangenenlager gebracht, wo ich ebenfalls in einem Zelt untergebracht war. Auch über diese Zeit ist mein Gedächtnis lückenhaft, denn ich befand mich noch immer in einem Zustand halber Bewusstlosigkeit.

Im Mai 1945 erfolgte unsere Entlassung, und wir kamen endlich nach Hause. Nachdem wir in Luxemburg eingetroffen waren, suchte ich eine mir bekannte Familie auf, die im Bahnhofsviertel eine Gastwirtschaft betrieben. Jemp, mein Bekannter, erklärte sich dann bereit, mich mit seinem Motorrad nach Goebelsmühle zu bringen. Dort erfuhr ich, dass meiner Mutter die Nachricht zugegangen war, dass ich mich in Gefangenschaft befinden würde.

Im Arbeitsdienst hatte ich bereits von zu Hause einen Brief erhalten in dem mir mitgeteilt wurde, dass unser Bruder Theo in Russland als vermisst gemeldet worden war.

Unser Bruder Neckel dagegen befand sich noch in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, und zwar hielt er sich in einem Camp in den USA auf.

Ich war vorerst einmal froh wieder zu Hause zu sein, wo ich mich nun von den erlittenen Strapazen erholen konnte.

Es ist fast nicht zu glauben, doch wenige Wochen nach meiner Rückkehr bekam ich den Stellungsbefehl zur luxemburgischen Armee.

Obschon ich sofort schriftlich Einspruch erhob, war nichts zu machen, sondern ich musste mich stellen. Ich natürlich nicht allein, sondern auch viele Kollegen, die sich in der gleichen Situation befanden.

Wir hatten einen Leutnant, der mit mir im Arbeitsdienst war. Es handelte sich um Johny Faber aus Mersch. Jedes Mal wenn Laufen auf dem Programm stand, meldete ich meine durch meine Erfrierung entstandene Unfähigkeit an, die auch jedes Mal von ihm akzeptiert wurde.

Nach der Ausbildung wurde ich nach Neuerburg und später nach Sinspelt detachiert. Ich schrieb dann erneut einen Brief an die Armee, in welcher ich meine Situation darlegte. Diesen Brief hatte ich auf eigene Initiative auf den Postweg gebracht. Drei Tage später wurde ich zu einem Offizier gerufen, der mich zuerst wegen meiner Eigenmächtigkeit, den Dienstweg nicht eingehalten zu haben, gehörig abkanzerte, um mir dann zur Kenntnis zu bringen, dass ich ab sofort entlassen wäre.

Mein Bruder Theo, der zuerst als vermisst galt, kehrte nicht mehr nach Hause zurück. Bereits während der Ardennenoffensive und später nach dem Krieg wurde in unserem Hotel ein ehemaliger Unteroffizier namens Werner Stahnke vorgestellt, der angab bis zuletzt mit unserem Bruder Théo zusammen gewesen zu sein.“



### Bericht von Werner Stahnke:

„Ich war Ende 1943 als Unteroffizier beim Artilleriebataillon der 79. Infanteriedivision, als die Division auf den Kuban-Brückenkopf verlegt wurde.

Das Bemühen der Russen bestand darin, den Brückenkopf systematisch einzudrücken. Ich war zu diesem Zeitpunkt Schreibstabenunteroffizier.

Unser Hauptmann ging fast senkrecht in die Luft, als es eines Tages hieß, dass der angeforderte Ersatz diesmal aus Elsässern und Luxemburgern bestehe. Außerdem wurde im diesbezüglichen Befehl darauf hingewiesen, dass bei diesem Ersatz Überläufer nicht auszuschließen wären.

Sinngemäß war der Kommentar des Hauptmanns etwa folgender:

„Die Zwangseinziehung solcher Menschen ist doch für die kämpfende Truppe eine Zumutung, was denken die da oben eigentlich? Für Überwachungsmaßnahmen haben wir bei der dünnen Personallage überhaupt keinen Spielraum. In der Batterie werden übrigens alle gleich behandelt.“

Nach einigen Tagen traf der angekündigte Ersatz bei der Batterie ein. Es waren vier oder fünf Mann, darunter zwei Luxemburger. Einer der beiden war Theo Leyder. Er wurde vorerst einer Geschützbedienung zugeteilt, doch war er dieser Aufgabe nervlich nicht gewachsen. So wurde er mir als Schreibstubengehilfe zugeteilt. Ein Luxemburger hier an der Ostfront war für mich natürlich ein interessanter Gesprächspartner. Schon sehr bald stellte sich heraus, dass wir beide die Handelschule besucht hatten. Er in Luxemburg, ich in Breslau. Demgemäß ging der Gesprächsstoff uns nicht aus.



Theo Leyder

Nachdem ich Theo Leyder zu verstehen gegeben hatte, dass ihm von meiner Seite aus keine Gefahr für ein offenes Gespräch drohe, kamen natürlich auch die Geschehnisse in Luxemburg zur Sprache.

Die Auswirkungen der Zwangsrekrutierung der Luxemburger wurden bei unseren Gesprächen selbstverständlich ebenfalls erörtert. Auch der Name von Gustav Simon tauchte auf.

Die idyllische Lage seines Heimatortes Goebelsmühle kam ausführlich zur Sprache und vor allen Dingen Leyders Besorgnis um seine Mutter, die möglicherweise in eine Umsiedlung

geraten wäre, wenn er sich der Zwangseinziehung in die Wehrmacht entzogen hätte. Frau Leyder-Schroeder wurde mir dort in Südrussland als luxemburgische Patriotin ein Begriff.

Zu einem späteren Zeitpunkt kam Theo Leyder wieder zu einer Geschützbedienung, da Malariaausfälle den Personalbestand stark verminderten. Die nervliche Belastung machte es erforderlich, dass Theo Leyder in ein Feldlazarett eingewiesen werden musste. Dann kam der Angriff der Russen. Es war im Oktober 1943 im Raume Kamenka. Unsere Division musste den Rückzug antreten. Das Lazarett wurde von russischen Streitkräften überrollt.“

*Anmerkung: Im Monat Dezember 1944 wurde die 79. Volksgrenadierdivision im Eiltempo von der Ostfront nach dem Westen verlegt. Es galt die Lücke zwischen den Volksgrenadierdivisionen 352 und 26 zu schließen. Die 79. Volksgrenadierdivision wurde in den Raum Bourscheid verlegt. Als die Abteilung von Werner Stahnke den Ort Goebelmühle erreichte wurde ihm bewusst, dass Theo Leyder, den er im Kubanbrückenkopf kennen gelernt hatte, dort zu Hause war. Ein kurzer Aufenthalt vor der Sauerbrücke benutzte Werner Stahnke, um Madame Leyder-Schroeder, die Mutter von Theo Leyder aufzusuchen. Als er ihr gegenüberstand erfuhr er, dass Madame Leyder bereits im Besitze einer Vermisstenmeldung war. Nachdem er ihr Trost zugesprochen hatte und eine Wiederkehr des vermisten Sohne in Aussicht gestellt hatte, schloss er sich seiner Einheit wieder an, die zwischen Goebelsmühle und Bourscheid Position bezog uns bis in den Januar hinein dort verblieb.*

*Bei einem Spähtrupp in Richtung des von den Amerikanern besetzten Lipperscheid geriet Werner Stahnke in Gefangenschaft.*

*Ab den fünfziger Jahren zog es ihn regelmäßig nach Goebelsmühle, wo er im Hotel Schroeder ein gerngesehener Gast war. Dessen ruhige und besonnene Art sowie die Eigenart sich kritisch und ohne Voreingenommenheit mit den Geschehnissen des Zweiten Weltkrieges auseinanderzusetzen, machten ihn zu einem geschätzten Gesprächspartner.*

*Werner Stahnke verstarb am 21. Juni 2002, im Alter von 81 Jahren in München.*

Paul Heinrich, Roland Flies



### Erlebnisbericht von Alice Büchler-Hansen, aus Ettelbrück



„Ich wurde am 27. Juni 1926 in Ettelbrück geboren. Beim Einmarsch der deutschen Truppen, am 10. Mai 1940, war ich 14 Jahre alt.

Die ersten deutschen Soldaten kamen bereits in den frühen Morgenstunden auf Fahrrädern. Es war unser Nachbar, Schonnen Paul, der als erster lauthals verkündete: „D’ Preise kommen.“ Nach den Radfahrern kamen die nächsten zu Fuß. Dann andere in Lastwagen. Im Laufe des Nachmittages dagegen kamen Panzer. Ich kann mich erinnern, dass ein Soldat sagte: „In ein paar Tagen essen wir in Paris.“ Ein Ettelbrücker Einwohner, der in der Nähe stand und an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, sagte darauf: „Dann müsst ihr aber eine lange Gabel haben.“

Ich besuchte zum damaligen Zeitpunkt das Pensionat „Ste. Anne“ Die Lehrer-Normalschule, die sich damals in Walferdingen befand, wurde nach Ettelbrück verlegt, und zwar ins Pensionat St. Anne. Wir Mädchen mussten das Pensionat verlassen.

Wir kamen für kurze Zeit nach Wiltz, in das dortige Schloss. Mit mir zusammen war Schiltz Maria. Sie wollte auf keinen Fall ins Internat. Ich war ihrer Meinung, so dass wir beide die Strecke nach Wiltz und zurück mit der Eisenbahn zurücklegten. Mit uns zusammen war noch Bodeving Berthe, die Tochter des Briefträgers Bodeving. Mein Vater arbeitete zum damaligen Zeitpunkt in der Möbelschreinerei Simon-Kayser.

Das Pensionat im Wiltzer Schloss besuchten wir höchstens während einem Jahr. Wir gingen zwar später in die Hitler-Jugend, denn Maria Schiltz hatte Angst vor Repressalien, da ihr Bruder Aloyse sich bereits ins Ausland abgesetzt hatte und René als Deserteur galt. Herr Schiltz und der jüngste Sohn Jos kamen ins Kz während Maria und ihre Mutter umgesiedelt wurden.

Ein gewisses Fräulein Roth war zu dieser Zeit Näherin in Ettelbrück. Eines Tages kam Madame Schiltz zu meiner Mutter und erzählte ihr, dass sie ihre Tochter Maria bei Fräulein

Roth zur Arbeit angemeldet habe. Meine Mutter wollte auch mich anmelden, doch bekam sie Bescheid, dass ich erst in zwei Monaten mit der Arbeit beginnen könnte. Ich war froh, eine Arbeit zu haben, obschon es keinen Lohn gab.

Die ersten Mädchen, die in den Arbeitsdienst mussten, waren die Jahrgänge ab 1920. Da ich dem Jahrgang 1926 angehörte, dachte ich nicht daran, dass ich eines Tages den gleichen Weg gehen müsste. Ich war nämlich überzeugt, dass der Krieg lange vorbei sein würde, bevor mein Jahrgang an die Reihe käme. Bodeving Berthe wurde vom Arbeitsdienst freigestellt, da sie in einem Bauernbetrieb in Warken im Dienst war.

Nach meiner Beschäftigung bei Fräulein Roth verpflichtete ich mich zur Arbeit im Bauernbetrieb Schmitz in der Karrengasse. Ich war der Ansicht, ich könnte dort bleiben bis Kriegsende, denn Vater Schmitz hatte mir gesagt, er würde in Diekirch jemand kennen, der diese Sache regeln würde. Dem war jedoch nicht so, denn im Mai 1944 wurde ich dann zum Arbeitsdienst einberufen. Mit mir zusammen Poullens Maria und Kohner Simone aus Ettelbrück.

Vom Hollericher Bahnhof ging es dann ab nach Deutschland. Ich allein kam in das Lager Drebsdorf bei Sangerhausen. Am Bahnhof wurde ich von 3 oder 4 Arbeitsmädchen erwartet, die mich dann in das 4 bis 5 Kilometer entfernte Lager brachten.

Zum Zeitpunkt meines Eintreffens war dort eine Luxemburgerin. Es handelte sich um eine gewisse Irma Leisen aus einem kleinen Dorf im Ösling. Dann etwas später kamen noch zwei Luxemburgerinnen in dieses Lager und zwar Lilly Heinen aus Künzig und Maria Siebenaler aus Schiffingen. Wenig später wurde ich zu einem Bauern nach Klein-Leinungen zwangsverpflichtet. Dieser Ort war nicht weit vom Lager entfernt und so musste ich den Weg hin und zurück tagtäglich zu Fuß gehen.

In dieser Gegend sprachen die Einwohner eine Sprache, die ich kaum verstand. Eines Tages gab der Bauer mir Anweisung ein ... zu holen. Es war ein Pferd gemeint, doch ich verstand ihn nicht. Die Leute verhielten sich mir gegenüber einwandfrei und ich bekam genug zu essen.

Nach ungefähr sechs Wochen kam ich in die Lagerküche. Die Arbeitsführerin, die dort das Kommando hatte, hörte auf den Namen Bräutigam. Mit dieser Frau war sehr gut auszukommen. Sie interessierte sich für alles, so dass wir sie auch über unsere Situation in Luxemburg unterrichten konnten. Hierbei erwähnten wir auch den Gauleiter und unsere Großherzogin Charlotte, die beim Einmarsch der Deutschen ins Ausland geflohen war. Wir hatten sie ebenfalls davon unterrichtet, dass die Großherzogin sich regelmäßig über BBC an ihr Volk wenden würde.

Die Arbeitsführerin war sehr gewissenhaft. Ich würde sagen, dass sie regelmäßig die Vorräte kontrollierte und sofort für Nachschub sorgte, sobald etwas fehlte. Ich war sogar einige Zeit in ihrer Privatwohnung als Hausmädchen tätig. Diese lag nämlich im Bereich des Barackenlagers. Es ist kaum zu glauben, aber eines Tages gab sie mir sogar die Erlaubnis den englischen Sender zu hören.

Später kam ich zu einer Familie mit einer Anzahl von Kindern, wo der Mann in der Wehrmacht war, dann zu einem Großgrundbesitzer, für den viele Leute im Einsatz waren. Für ihn arbeiteten auch viele Holländer. Ich lernte auch eine Russin kennen, mit der ich ziemlich viel Kontakt hatte. Des Öfteren ließ diese mich wissen, dass es dem Großgrundbesitzer an den Kragen gehe, wenn die Russen kämen.

Zuletzt war ich bei einer Familie Einicke als Hausangestellte. Hier war man mir gegenüber besonders nett. Der Mann war pensionierter Berufsmusiker. Die Familie hatte ihren Enkel, den Sohn ihrer Tochter, bei sich aufgenommen. Diese war nämlich als Heilpraktikerin in Halle tätig, und sie wollte ihren Sohn nicht der Gefahr regelmäßiger Bombenangriffe aussetzen.



Im Lager. Bild Mitte, dritte von links: Hansen Alice, auf dem Bild rechts stehend.

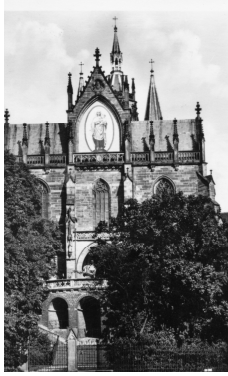
Im Lager selbst waren zu dieser Zeit 48 Arbeitsmaide, 4 Luxemburgerinnen und 44 Reichsdeutsche. Mit den Deutschen kamen wir im Allgemeinen gut aus. Über Politik und den Zwang zum Arbeitsdienst wurde eigentlich nicht gesprochen, da die Deutschen sich nicht dafür interessierten. Wir wurden im Lager auch nicht schikaniert, lediglich morgens und abends mussten wir in Reih und Glied stehen, wenn die Fahne aufgezogen oder eingeholt wurde. Bei diesem Zeremoniell wurden dann deutsche Lieder gesungen. Ansonsten ließ man uns eigentlich mit dem nationalsozialistischen Gehabe in Ruhe.

Sonntags hatten wir gewöhnlich dienstfrei. Dann wurden regelmäßig von der Arbeitsführerin Ausflüge organisiert.

Unsere Arbeitsdienstzeit fiel ebenfalls in die Zeit des 20. Juli 1944, an welchem Datum das Attentat auf Hitler verübt wurde. Da die Nachrichten im Lager ja nur über den Großdeutschen Rundfunk verkündet wurden, wusste man vorerst nicht, ob Hitler dabei getötet worden sei. Sowohl die Arbeitsführerin als auch die deutschen Mädchen im Lager waren außer sich. Sie beteten für „Ihren Führer“ und immer wieder sprachen sie von der „göttlichen Vorsehung“ die ihn gerettet hätte. Für uns Luxemburgerinnen war es selbstverständlich eine freudige Nachricht, denn wir waren der Ansicht, mit dem Tod des „Führers“ würde dieser unselige Krieg bald zu Ende sein.

Eines Tages ging die Maidenführerin mit den Arbeitsmaiden deutscher Nationalität zum Grabenausheben für Panzersperren. Wir drei Luxemburgerinnen wurden nicht zu dieser Tätigkeit herangezogen, sondern wir wurden gefragt, wo wir zur weiteren Verwendung hinmöchten. Da meine Freundin Heinen Lilly sich nach Erfurt zum Fernmeldeamt gemeldet hatte, tat ich es ihr gleich, da ich mit ihr zusammen bleiben wollte. Siebenaler Maria wollte jedoch zur Trambahn nach Halle.

Ich kam dann mit Heinen Lilly nach Erfurt, wo wir zuerst eine Ausbildung von 6 Wochen zu absolvieren hatten. Wir waren 200 weibliche Angestellte. 4 Reihen mit je 50 Sitzgelegenheiten. Hinter einer großen Möbelhalle im Zentrum der Stadt hatten wir unsere Quartiere.



Stadt Erfurt (Postkarte aus der Zeit des 2. Weltkrieges)

Hier gab es fast täglich Fliegeralarm. Wir verbrachten unzählige Stunden im Luftschutzkeller. Es war obligatorisch, sich dort in Sicherheit zu bringen, sobald es Fliegeralarm gab. Es mag im Monat Februar gewesen sein, als das Gebäude, in dem unsere Quartiere untergebracht waren, von Bomben getroffen wurde. Wir mussten zwangsläufig ausziehen, da das Haus so schwer getroffen war, dass ein weiteres Verweilen dort unmöglich war.

Man sagte uns, wir müssten nun versuchen einen anderen Platz als Notquartier zu finden. Am besten wäre es, wir würden an unseren letzten Arbeitsplatz zurückkehren. Ich begab mich daraufhin wieder zurück zur Familie Einicke, wo ich mit Freuden aufgenommen wurde. Bevor ich wenige Tage später nach Erfurt zurückkehrte, bot Frau Einicke mir an, mir als Wegzehrung vier belegte Brote mitzugeben. Ich lehnte vorerst höflich ab, doch bestand die Frau darauf, sodass ich die Brote annahm.

Da unsere Quartiere in Erfurt durch die Bombardierungen gänzlich zerstört waren, wurden wir in die Wohnungen der Trambahnschaffnerinnen eingewiesen. Diese waren über unsere Ankunft natürlich nicht besonders erfreut und verhielten sich dementsprechend feindselig.

Da wir nun nicht mehr an unserer vorherigen Adresse wohnen konnten, wurden uns auch die Lebensmittelkarten entzogen. Da wir ohne Lebensmittelkarten keine Nahrungsmittel kaufen konnten, waren wir gezwungen, uns vor dem Ernährungsamt anzustellen, um Karten zu erlangen. Hier stand eine unübersehbare Kolonne, so dass die Wartezeit viele Stunden in Anspruch nahm. Wir machten es so, dass jedes Mal eine von uns in der Kolonne blieb, um den Platz nicht zu verlieren. Diese wurde dann von einer anderen abgelöst. Ich war in diesem Moment froh, dass ich die Butterbrote der Frau Reinicke besaß.

Obschon diejenigen die beim Fernmeldeamt tätig waren, ihre eigene Kantine besaßen mussten wir trotzdem einen Teil der Lebensmittelkarten dort abgeben. Es war am Karfreitag 1945 als Erfurt, wie bereits oft zuvor, das Ziel eines vernichtenden Bombenangriffs wurde. Nachdem die Bomber abgezogen waren, sah es in der Umgebung des Fernmeldeamtes ziemlich wüst aus. Überall loderten Brände. Man sah verängstigte Menschen. Es war ein heillooses Durcheinander.

Etwa im April 1945 kamen die Amerikaner. Überall wurde geschossen, so dass wir uns wieder in Sicherheit bringen mussten. Als wir einmal den Keller aufsuchen wollten, verfehlte ich einen Tritt und zog mir eine Fußverstauchung zu. Hier konnte ich mich nur über die Hilfsbereitschaft der Hausbewohner wundern, die herbeieilten um mir zu helfen. Sie legten mir sogar Umschläge mit essigsaurer Tonerde auf das geschwollene Fußgelenk. Um diese Zeit waren wir Luxemburgerinnen getrennt, d.h. eine wohnte hier, die andere dort.

Uns war bekannt, dass im Konzentrationslager in Buchenwald auch Luxemburger interniert waren. Yvonne Zimmer, die in Echternach zu Hause war, wusste, dass Schaffner Misch,

ebenfalls aus Echternach, auch dort interniert war. Eines Tages schrieb sie dem Misch einen Brief, der auch tatsächlich den Adressaten erreichte.

Einige Zeit später kamen mehrere Luxemburger, welche sich im KZ Buchenwald befanden, nach Erfurt, um nach uns zu forschen. Von dem 24 Kilometer entfernten Konzentrationslager hatten sie die Luftangriffe auf Erfurt mitbekommen. Der aus Ettelbrück stammende Vic Holper sagte angeblich, „Jetzt gehen wir mal nach Erfurt, um zu sehen, wie die luxemburgischen Mädchen die Bombardierungen überstanden haben“. Soweit ich mich erinnere waren es Misch Schaffner, Vic Holper und Joseph Mersch, die zu uns nach Erfurt kamen. Bei Jos Mersch handelte es sich um den späteren Zahnarzt, der in Ettelbrück eine Praxis besaß. Angeblich hatten die Insassen des Konzentrationslagers sich bereits vor dem Anrücken der Amerikaner selbst befreit, was erklärt, dass sie sich frei bewegen konnten.

Es mag etwa um die Hälfte April gewesen sein, als wir uns zu Fuß auf den Weg nach Buchenwald machten. Es war genau der Tag, an dem die Amerikaner gemeinsam mit den Häftlingen die Befreiung des Konzentrationslagers feierten. Misch Schaffner und seine Kollegen führten uns durch das Lager, so dass wir uns einen wagen Begriff davon machen konnten, welche Bestialitäten sich dort ereignet hatten. Was wir sahen ist so entsetzlich, dass man es kaum beschreiben kann. In Lumpen gehüllte, lebende Skelette, die uns mit großen Augen anstarrten, schwankten apathisch an uns vorbei, unter ihnen noch halbe Kinder. 48 Luxemburger waren zu diesem Zeitpunkt noch im Lager. Nach diesem grauenvollen Erlebnis kehrten wir nach Erfurt zurück, wo die Amerikaner inzwischen ein Lager für Zwangsarbeiter und Heimatvertriebene eingerichtet hatten.

Sonntags besuchten wir die Messe im Dom von Erfurt. Als wir auf dem Weg zum Lager waren, fuhr ein Bus mit Häftlingen aus Buchenwald an uns vorbei. Dem Bus folgte zu Fuß ein Angehöriger der Freiwilligenkompanie, den wir bereits vorher kennen gelernt hatten. Es handelte sich um einen gewissen Juncker René. Von ihm erfuhren wir, dass im Bus die Buchenwald-Häftlinge aus Luxemburg heimgebracht würden. Man hätte uns mitnehmen wollen, doch da wir nicht anzutreffen waren, fuhr der Bus ohne uns ab.

Nachdem die Amerikaner die Stadt eingenommen hatten, wurde ein in der Nähe gelegenes Materiallager von uns regelrecht gestürmt. Was wir dort vorfanden ist unbeschreiblich. Haufen von Schuhen, Unterwäsche, Pelzjacken, alle möglichen Kleidungsstücke für den Winter, man kann es sich nicht vorstellen. Diese Kleider waren für die Soldaten an der Ostfront bestimmt gewesen, doch kamen sie nie in ihren Besitz.

An der von den Amerikanern eingerichteten Sammelstelle hielten sich Zwangsverpflichtete aus allen Ländern auf. Wir alle waren in von den Bombenangriffen verschonten Hallen untergebracht. Nach wenigen Tagen wurden wir Luxemburgerinnen aufgerufen, und es ging endlich nach Hause. Das Fahrzeug, das uns nach Luxemburg brachte, wurde von Thiltges Jängi gesteuert. Auf dem Rückweg sahen wir überall Zerstörungen, fast alle Straßen waren kaputt. Ich kann mich noch erinnern, dass wir unterwegs eine Nacht verbrachten. Als wir in Wasserbillig ankamen, standen viele Einwohner an der Strasse, die uns begrüßten. In der Stadt Luxemburg stiegen wir beim „Cercle“ aus. Der erste Bekannte, dem ich begegnete, war Jeng Salentiny aus Goesdorf, der mich und zwei Leidesgefährtinnen bis nach Ettelbrück mitnahm, wo ich meinen Eltern in die Arme fiel.“

*Anmerkung: Der Heimtransport von Hansen Alice und ihren Freundinnen wurde mit einem von Thiltges Jean aus Ettelbrück gesteuerten Sanitätskraftwagen der Marke Austin aus englischen Heeresbeständen ausgeführt, wie uns der heute 88 Jährige bestätigte.*